

# TERRA ASTRA

SCIENCE FICTION ROMANE  
aus der Perry-Rhodan-Redaktion

Fernseh-Welterfolg  
**ENTERPRISE 22**

Nr. 311

DM 1,50

Österreich S 12,-  
Schweiz Fr. 2,00

Italien Lire 600  
Luxemburg frs 24,-  
Belgien frs 25,-  
Frankreich FF 3,50  
Holland hfl 1,80  
Spanien Ptas 50,-

**Neu!**

S. Marshak und M. Culbreath

## Die geflügelten Träumer

Auf der Paradieswelt der Träume – und  
der tödlichen Gedanken.

Ein SF-Bestseller



**Terra Astra**  
Science Fiction Romane  
Aus der Perry-Rhodan-Redaktion

# **Die geflügelten Träumer**

**von S. Marshak und  
M. Culbreath**

# INHALT

Doris Beetem: • **Die Jagd**  
(THE HUNTING)

Jennifer Guttridge: • **Die geflügelten Träumer**  
(THE WINGED DREAMERS)

Shirley S. Maiewski: • **Die Geist-Filter**  
(MIND-SIFTER)



## Die Jagd

Rhinegelt, ein Frontplanet mit ein paar hundert Kilometer Siedlungen, die von einer kaum überschaubaren terra incognita eingerahmt sind. Landgänge sind begrenzt auf Wandern, Jagen und Zelten in den primitiven Gebieten oder auf Trink- und Zechstreifzüge in den Hafenstädten.

„Mein Lieber, du wirst alt“, sagte sich der Chefarzt der Enterprise. Das rauhe Leben in den Wäldern gefiel ihm ebensowenig wie das in den Hafenstädten. Vielleicht verzichtete er diesmal sogar auf jeglichen Landgang.

Die Reviertüren schoben sich zischend auf. „Bones, mit welcher Gruppe willst du an Land gehen?“ fragte Captain James Kirk. Für den Captain war nichts entspannender als ein stabiler Orbit um einen sicheren Planeten und etwas weniger Verantwortung für die 430 Mannschaftsmitglieder, die er befehligte. Er ging deshalb die Vorbereitungen zum Landgang immer mit besonderer Energie an.

„Ich will ja gar nicht“, sagte McCoy. „Teile einen anderen ein, der ihn dringender braucht.“

„Dir wird auch ein bißchen Ruhe nicht schaden, Doktor“, erwiderte Kirk. „Das sagst du doch immer den Leuten. Sogar Spock geht diesmal.“

„Nein, wirklich!“ McCoy schüttelte den Kopf. Ein solches Ereignis!

Der Captain schien sich besonders zu freuen. „Spock hat in letzter Zeit selbst für einen Vulkanier ungewöhnlich viel Streß durchgestanden. Er ist körperlich und geistig ausgepumpt, wenn er es auch nicht zugeben will.“

„Aber du weißt doch, wie stur Spock ist, wenn es um Landurlaub geht. Er sagt, das sei unlogisch.“

„Auf seinen eigenen Antrag hin habe ich ihn zur Gruppe drei eingeteilt. Und Leutnant Uhura erzählte mir, er habe bereits mit

der Hafenkontrolle Rhinegelt Kontakt aufgenommen und eine Jagderlaubnis für eine primitive Zone beantragt.“

Dr. McCoy dachte an vier Jahre unablässigen Beobachtens und psychologischer Vivisektion des Vulkaniers, des wissenschaftlichen Offiziers der Enterprise. „Jim, da stimmt was nicht“, sagte er. „Spock kann nicht einmal eine Fliege umbringen. Eine Jagderlaubnis, sagtest du?“

„Warum läßt du dir's nicht von ihm selbst erklären?“ antwortete ihm Kirk ungerührt. „Weißt du bestimmt, daß du keinen Landgang machen willst?“

„Ja...“, meinte McCoy zögernd. „Vielleicht aber will ich doch. Teile mich mal für Gruppe drei ein.“

Kirk sah ein neues Geplänkel zwischen McCoy und Spock voraus, doch er entsprach der Bitte des Arztes.

Gleichmütig besah sich der Vulkanier McCoys Sammlung von Campingausrüstungen, die achtlos in der Halle aufgetürmt waren. McCoy war entschlossen, gut vorbereitet zu sein, und so hatte er vom Instrumentenkoffer über Insektenmittel bis zu einem kleinen Zelt alles eingepackt, was irgendwie einmal von Nutzen sein konnte.

„Spock, ich gehe mit Ihnen“, verkündete McCoy; er war stolz auf diesen Entschluß. „Ich habe alles gepackt und bin abmarschbereit.“

Spock zog die Brauen hoch und besah sich fragend den Haufen Ausrüstung, den der Waldläuferanfänger zusammengetragen hatte. „Ich sehe keinen logischen Grund...“, begann er.

„Verdammt noch mal, ich habe aber eine. Ahnung, eine menschliche und vielleicht unvernünftige Ahnung, daß Sie meine Hilfe brauchen werden“, fiel ihm McCoy ins Wort. „Gehe ich jetzt mit Ihnen oder nicht?“

Spock überlegte sorgfältig. „Sie haben das Recht dazu“, erwiderte er. „Und ich sollte natürlich einen Kameraden haben. Vorzuziehen wäre ein Vulkanier, aber Sie werden auch genügen.“ McCoy war nicht recht sicher, ob er sich nun gekränkt fühlen

sollte oder nicht. Mr. Spock nahm einen kleinen, grünen Rucksack und schlang sich einen großen Teil von McCoy's Ausrüstung über die Schulter. „Kommen Sie, Doktor“, befahl er und ging voran.

„Ja, und was ist mit Lebensmitteln und so?“ fragte McCoy verblüfft. „Müssen Sie denn da gar nichts vorbereiten?“

Spock schüttelte den Kopf und ging weiter. McCoy nahm den Rest seiner Sachen und folgte Spock zur Transporterkammer. Noch einmal überzeugte er sich davon, daß sein Ärztekoffer auch wirklich sicher verpackt war.

Drei Tage später wunderte sich McCoy noch immer, obwohl er mehr über Spock's Charakter erfuhr als je vorher. Er hatte entdeckt, daß Spock, ließe man es zu, ewig den Mund halten konnte. Über die Jagdexpedition hatte er keine weiteren Informationen erhalten.

„Dr. McCoy, Sie haben ihren sonischen Schirm so hoch eingestellt, daß er für mich hörbar ist.“ Der Doktor und Spock saßen nahe am Rande ihres Lagerfeuers.

Mißmutig schaltete McCoy das Schutzgerät herunter. „Wenn es niedrig genug ist für Sie, bemerken es die wilden Tiere, die wir damit abwehren wollen, überhaupt nicht mehr“, beklagte er sich.

„Ich zweifle an der Wirkung eines supersonischen Transmitters als Schutzvorrichtung. Wäre ich ein wildes Tier, würde es mich wahrscheinlich eher zum Angriff reizen als mich abschrecken“, meinte Spock höflich, aber mit einer Spur von Verachtung für die Maschine. Seit Beginn des Jagdausflugs hatte er keinerlei Geräte benutzt, aß verschiedene Knollengewächse, die er gesammelt hatte, und machte sich nicht einmal die Mühe, sie im Lagerfeuer zu rösten.

Hat überhaupt außer einheimischen Pflanzen nichts gegessen, seit wir hier sind, überlegte McCoy. Das ist mir ein schöner Jäger...

Über ihnen hing der Riesenplanet Fafnir grünleuchtend am Himmel. Er gab soviel Licht wie der irdische Vollmond, tauchte

aber die Landschaft in unwirkliches Licht und verzerrte so das Bild. Düster spähte McCoy in die Savanne hinaus. „Welche jagdbaren Tiere gibt es denn auf Rhinegelt, Spock?“ fragte er unvermittelt.

„Scherenbock, weißes Mammut und Eulentiger. Wir jagen einen Eulentiger“, erwiderte Spock und beantwortete damit die Frage, die McCoy schon seit einiger Zeit stark beschäftigt hatte.

Scherenböcke, das wußte McCoy, waren die braunen Antilopen mit dem weißen Gabelgeweih, und Mammut gab es weiter nördlich. Aber... „Wie groß sind denn diese Eulentiger, Spock?“

„Ungefähr so groß wie die irdischen Bengalentiger.“

„Und warum jagen wir dieses Tier ohne jede Waffe?“ explodierte McCoy. „Was werden wir tun? Ihm den Todeskuß geben?“

„Ich kann es mit einer Nervenpresse so lange lahmen, bis mein Zweck erfüllt ist.“

„Welcher Zweck, Spock?“ fragte McCoy. „Das müssen Sie mir schon erklären, weil ich andernfalls, ist es erst soweit, eher ein Hindernis als eine Hilfe bin!“

Spock setzte sich zurück und erklärte: „Ich führe eine rituelle Jagd durch, und die Jagd ist ein sehr wichtiges Ritual bei meinem Volk. Da ich ein Mann mit Kraft und Zähigkeit bin, suche ich mir das gefährlichste Tier überhaupt aus. Es ist nämlich mok farr, die Zeit der Erinnerungen.“

Ah, schon wieder ein vulkanisches Ritual, und ich habe nur meinen Arztkoffer bei mir, überlegte McCoy besorgt.

„Die Jagd endet nicht mit dem Erlegen der Beute. Ich werde dagegen meinen Geist mit dem des Tieres verschmelzen, wie Sie es schon früher gesehen haben. Der Zweck dieser Tradition ist es, in der Wildheit des Tieres die Wildheit der vulkanischen Natur zu sehen und zu verstehen; wir verbergen und kontrollieren sie sonst ja so sorgfältig.“

„Und dann weiter?“ fragte McCoy skeptisch.

„Dann bin ich nämlich offiziell ein Erwachsener“, sagte Spock.

„Soll das heißen, daß Sie’s jetzt noch nicht sind?“ fragte McCoy verblüfft.

Spock schüttelte verlegen den Kopf. „Meine menschliche Erbmasse behindert meine telepathische Fähigkeit, und ich war noch ziemlich jung, als ich Vulkan verließ. Ich konnte damals das Ritual noch nicht erfolgreich zu Ende geführt haben. Seitdem hatte ich geistigen Kontakt mit vielen Fremden, mit Menschen, mit den Horta, auch einem Medusaner. Jetzt bin ich bereit. Ich habe nicht den Wunsch, das Ritual weiter hinauszuschieben.“

„Wäre es nicht sicherer, es doch noch hinauszuschieben, bis Sie auf Vulkan sein können?“ meinte McCoy vorsichtig.

„Doktor, mok farr ist der vulkanische Ritus des Erwachsenwerdens. Würden Sie es, wären Sie an meiner Stelle, verschieben?“

„Ich glaube, da haben Sie einen richtigen Standpunkt.“

Spock rollte sich wie eine Katze auf einem Laubhaufen zusammen und richtete sich zum Schlafen ein. „Gute Nacht, Doktor, wäre wohl die richtige Formel, nicht wahr?“ meinte er schläfrig. McCoy kroch in seinen Schlafsack und lauschte lange dem leisen Singen des warmen Windes.

Spock war, wie üblich, zur Zeit der ersten Morgendämmerung auf. McCoy schlief eine halbe Stunde länger und genoß jede Schlafminute mit einer Intensität, die ihm von früher her nicht bekannt war. Als McCoy endlich wach wurde, hatte Spock alles in kürzester Zeit abmarschbereit. In drei Tagen hatte der Vulkaner dem Doktor die Grundzüge des Anschleichens beigebracht. Er konnte jetzt lautlos und auf Zehenspitzen einem Wildpfad folgen. Spock hatte sich inzwischen daran gewöhnt, fast die gesamte Ausrüstung von McCoy zu tragen und bewegte sich unhörbar. Und er schwieg.

„Wie lange wird es dauern, bis wir unseren Eulentiger finden?“ keuchte McCoy.

„Wir folgen jetzt seit zwei Tagen einer Herde Scherenböcke“, erwiderte Spock. „Etwas später wird sicher einer auftauchen.“



In diesem Moment entdeckte er, daß der Leitbock der Herde nervös witterte. „Warten Sie hier“, befahl er McCoy, legte das unförmige Gepäck ab und bewegte sich lautlos der Herde entgegen. Nach ein paar Minuten folgte ihm McCoy vorsichtig, hielt aber fest seinen Arztkoffer umklammert.

Von einer niederen Anhöhe aus beobachtete der Vulkanier die nun ziemlich unruhige Herde.

McCoy strengte seine Augen an und hielt nach einem Eulentiger Ausschau; er öffnete schließlich seine Arzttasche und überprüfte seinen Lebensform-Sensor. Er wollte auf einen privaten Jagdausflug keinen schiffseigenen Tricorder mitnehmen, da seine Arzttasche mit Inhalt den gleichen Zweck erfüllte.

Spock näherte sich behutsam einem großen Tier, das einige hundert Meter von der Herde entfernt sein mußte. Dann sah McCoy den Eulentiger.

Er war riesig, sandfarbig gefleckt und hatte eine kleine, weiße Halskrause. Der Eulenhoren wegen hatte das Tier seinen Namen, das wußte McCoy, und die beiden riesigen Fänge lagen so nahe zusammen, daß sie fast einen Schnabel bildeten.

Hatte das Tier Spock gesehen? Die Scherenböcke zerstreuten sich langsam. Dann sah McCoy, daß sich Spock dem riesigen Tier entgegenwarf. Die Katze brüllte und näherte sich ihrerseits Spock mit weiten Sprüngen.

Als die beiden einander unmittelbar gegenüberstanden, fluchte McCoy erbittert über die Vorschriften der Regierung, die Phaserwaffen in primitiven Gebieten verboten. Hilflos sah er zu, wie das Tier angriff. Spock verschwand nahezu unter seinen Tatzen, aber dann stand er plötzlich über dem Raubtier, das sich krampfhaft wand. „Er ist sicher!“ rief McCoy dankbar, fügte dann aber vorsichtshalber hinzu: „Dreimal auf Holz geklopft.“

Die kurzen, roten Gedanken des Eulentigers fluteten in Spocks Geist. Spock kämpfte mit dem Problem seiner tierischen Gefühle, ohne sie zu unterdrücken, und versuchte, das Tier damit zu beruhigen, indem er dachte: Wir sind ein Geist. Unsere Gedanken

bewegen sich gemeinsam... Schmerz, Angriff, Sprung, Biß, Wunde... Das Zucken in den Füßen wird aufhören... Fleisch zerreißt... Jagd... Faszinierend, die Gedanken decken sich... Monomanie... Mono... Mo... Zähne, Klauen, töten, töten, tötentötentöten... töten... töten... töten...

Der Eulentiger schüttelte sich und rannte davon. McCoy sah ihm nach und war sehr erleichtert. „Das war's also“, sagte er laut zu sich selbst und war verblüfft, als er ein furchtbares Röhren vernahm.

Oder war es ein Schrei? Das ist Spock, wußte McCoy plötzlich. „Ich komme schon!“ schrie er und rannte den Hang hinab, seinem Kameraden entgegen.

Spock kroch auf allen vieren; er spannte und krümmte seine Hände und musterte die merkwürdigen, stumpfen Klauen. Er fühlte sich unbeholfen und ungleichgewichtig. Die ganze Landschaft war angefüllt mit verwirrenden Farben, Geräuschen und Gerüchen. Aus den Augenwinkeln heraus sah er die Herde der Scherenböcke, die aufgeschreckt flüchtete, und er knurrte gereizt.

Irgendeine Kreatur stürmte ihm hügelabwärts entgegen. Mißtrauisch duckte er sich zum Sprung. Aber ganz im Hintergrund seines Geistes erinnerte er sich nebelhaft, daß diese Kreatur etwas mit Krankheit zu tun hatte und mit surrenden Dingern, die schmerzten, mit seinem eigenen Blut. Keuchend sprang er auf die Beine und floh.

„Warten Sie, Spock, so warten Sie doch!“ schrie McCoy. Er wußte, daß es unmöglich war, Spock einzuholen, hatte der erst einmal zu rennen begonnen, aber er selbst lief weiter, bis der letzte Schimmer des blauen Hemdes in der Ferne verschwunden war.

Zutiefst besorgt griff er nach seinem Kommunikator, um Hilfe zu holen.

Aber das Gerät war nicht da. Zusammen mit dem größten Teil der Ausrüstung hatte Spock es getragen. Der Doktor stolperte

durch das staubige Gras dorthin, wo Spock seinen Pack gelegt hatte, öffnete ihn und suchte das Gerät. Nein, Spock hatte beide Kommunikatoren sicher an seinem Gürtel befestigt. Er hatte sie also beide, und für ihn, den Arzt, waren sie nicht greifbar. Sie waren mit Spock verschwunden.

Düster dachte McCoy über seine mißliche Lage nach. Die nächste Wildnis-Station lag etwa zwanzig Meilen zurück am Fluß. Bis er dorthin käme, um die Enterprise zu rufen, konnte Spock so weit entfernt sein, daß eine Suchaktion vielleicht Monate dauerte. Und der Himmel allein mochte wissen, was Spock inzwischen körperlich und geistig zustieß. McCoy knirschte mit den Zähnen. Er beschloß, der Herde zu folgen. Vielleicht kam Spock zurück. Er mußte ja!



Mittag. Die Wärme der Sonne tröstete Spock, und gleichzeitig störte sie ihn, weil sie Farben enthüllte, deren Namen er vergessen hatte. Die Nacht war viel besser, denn da erhellten die funkelnden Sterne eine graue Landschaft, und er konnte herumschleichen, in den Wind schnuppern und scharfe, lebende Gerüche wahrnehmen. Zum Jagen war es dann ja zu kalt.

Er versuchte ein wenig zu schlafen, war gut im hohen Gras versteckt.

Spocks Augen glühten wild, und seine Ohren legten sich flach an den Kopf, als er ein kleines, verdächtiges Geräusch wahrnahm. Er wurde gejagt. Etwas folgte seiner Spur. Etwas... Was? Er konnte sich nicht erinnern, wollte es aber auch gar nicht erfahren.

Er seufzte. Jagen und gleichzeitig davonrennen – nein, das ging nicht. Und er war so müde. Trotz seiner Müdigkeit war er wachsam, vertraute jedoch seinen Ohren mehr als seinen Augen, die sich immer wieder schlossen. Plötzlich riß er sie weit auf. Im Gras raschelte etwas, und ein kleines, dummes Nagetier lief ihm

gerade vor die Füße. Es war sehr klein, aber er war auch sehr hungrig. Spock hob eine Tatze...



McCoy beobachtete die Sonne, die sich hinter den Berghorizont senkte. Sein Rücken schmerzte, als er das schwere Gerät absetzte. Bald würde das Licht ganz verschwunden sein. Morgen würde er es weiter versuchen.

Warum bin ich nicht zurückgekehrt und habe eine Suchgruppe alarmiert? fragte er sich zum tausendsten Mal. Neun Tage... Noch zwei, dann haben wir den Landurlaub überzogen. Dort draußen kann ihm wirklich alles zustoßen...

Es wurde schnell finster, und die Nacht würde wieder recht kalt werden. Sein Schlafsack lag irgendwo fünfzig Meilen hinter ihm, und er wagte kein Feuer zu machen, weil er Angst hatte, Spock könne es sehen und weiterrennen. Der sonische Schirm war von Spocks scharfen Ohren viel zu leicht wahrzunehmen.

„Moment...“, sagte McCoy und lächelte flüchtig. Dann wählte er aus seiner Arzttasche den Schirmprojektor. Er war so klein und leicht, daß es gar nicht wert war, ihn zurückzulassen, und so hatte er ihn eben noch bei sich. Sorgfältig studierte er die eingprägten Daten und stellte fest, daß die Funkreichweite viel größer war als die angegebene Schutzreichweite.

„Ob das diese feinen vulkanischen Ohren wohl hören?“ fragte McCoy laut und lachte grimmig. „Und dieser kätzische Teufel in ihm wird verrückter sein als eine nasse Henne, wenn er das hört. Vielleicht sogar so verrückt, daß er kommt, um das Ding abzustellen.“

McCoy wußte, daß sein Plan riskant war. Die supersonare Wirkung konnte Spock so ängstigen, daß er wieder davonrannte. „Welche Wahl bleibt mir schon? Er kann ja bis zum Sankt

Nimmerleinstag rennen“, sagte sich McCoy laut und schaltete das Gerät auf höchste Leistung.

Die Vibrationen ließen McCoy's Zähne klappern. Den Ton hörte er nicht, aber er zerrte rücksichtslos an jedem Nerv. Von den Bergen her hörte der Arzt einen Schrei, der ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ. Dann noch einen und das Echo darauf, das aber aus größerer Nähe kam.

Natürlich überlegte sich McCoy auch, daß sein Trick sich als tödlich erweisen konnte. Wenn ihn ein verrückt spielender Eulentiger ansprang... Oder sogar Spock. McCoy sah sich schon von einem Mann zerfleischt, der sich selbst für einen Löwen hielt.

Dann fiel ihm aber Spock ein, wie er steif dagestanden und mit dünner scharfer Stimme gesagt hatte: „Nichts kann das Verbrechen entschuldigen, dessen ich schuldig bin. Ich verteidige mich nicht. Ich muß mich selbst den Behörden stellen...“

Und das würde er auch tun, dachte McCoy grimmig. Er griff nach seiner allgegenwärtigen Arzttasche, drückte den Sprechknopf seines Recorders und sagte: „Wer immer das auch hört, ich hoffe, es ist Jim. Es geht um das, was Mr. Spock und mir auf Rhinegelt zugestoßen ist.“ Er machte eine Pause und fügte fast lässig hinzu: „Verdammt noch mal, Spock, versuchen Sie nur ja nicht, jemandem einzureden, daß ich das nicht selbst über mich heraufbeschworen habe.“

Auf einer Anhöhe stand eine Scherenantilope und ließ nervös die Ohren spielen. Dann rannte sie den Bergen entgegen, als röche sie Grasfeuer, und auf ihrer überstürzten Flucht überrannte sie Spock nahezu.

Der Schrei des Tieres tat Spock's empfindlichen Ohren weh, aber dieses andere Geräusch war noch viel schlimmer. Er überlegte. Nein, wie ein Feuer war es nicht, auch nicht wie eine Flut... etwas Natürliches, vor dem man sich verstecken konnte... Es war – Spock durchsuchte sein Gedächtnis – er, der ihm folgte. Spock fielen andere Zeiten des Schmerzes ein, wenn er festgebunden war, so daß er sich nicht rühren und nicht rennen

konnte, und das Gesicht dessen, der ihm folgte, hing über ihm. Ein Gesicht, das zu oft lächelte.

Ich will ihn aufhalten... Spock nahm seinen ganzen Willen zusammen und watete mühsam durch das hohe Gras in jene Richtung, aus der dieser Schmerz kam.



McCoy spähte die Hügel hinab und hatte tödliche Angst. Hypnospray... Sedative... Lähmungsdrogen... Alles überlegte er sich, aber dann murmelte er: „Körperlich und organisch ist alles in Ordnung bei ihm... Aber sein fremdartiger vulkanischer Geist... Was kann ich für ihn tun? Mein Gott, und was werde ich tun, wenn meine Vermutung falsch ist?“

Über der absoluten Stille des Hypertons hörte McCoy ein Geräusch, einen brechenden Zweig. Dann vernahm er heiseres, schweres Atmen, fast, so, als sei jeder Atemzug ein Schluchzen. Ehe McCoy noch seine Skala ablesen konnte, erschien Spock, glitt ihm schnell entgegen, sah schmutzig und zerlumpt – und mörderisch aus.

McCoy hatte mit wilder Dickköpfigkeit gerechnet, und er fand all diese Gefühle auch klar auf Spocks Gesicht ausgeprägt, aber nicht mit seiner unglaublichen Geschwindigkeit. Ehe der Doktor noch richtig Zeit fand zu seinem Schrei „Spock!“, war Spock schon gesprungen. Beide landeten auf dem Boden. Spock grub seine Finger grausam in McCoy's Hals und vergrößerte langsam den Druck.

„S-s-s-spock, aufhören...“, zischte McCoy atemlos, aber der tödliche Griff des Vulkaniers lockerte sich nicht. McCoy stieß ihm sein Knie in den Magen. Spock keuchte und ließ ihn los. McCoy kroch eiligst weg und fühlte sich ein wenig sicherer, bis er den Vulkanier lächeln sah.

Der Schirmprojektor stand auf einem großen Stein. McCoy versuchte verzweifelt, ihn zu erreichen, ehe Spock seine Absicht erriet, und griff nach ihm, weil er wirklich sein einziger Schutz war. Das Gerät vibrierte heftig in McCoys Hand, als er es auf Spock richtete. Das diabolische Lächeln verschwand. Spock drückte zitternde Hände auf die Ohren und tat ängstlich ein paar Schritte zurück.

Nur einen Augenblick lang kostete McCoy seinen Triumph aus, doch dann sah er, daß Spock erneut zum Sprung bereit war. Er schluckte heftig, schaltete den Schirmprojektor aus und setzte auf Spocks geistige Kontrolle.

Er war ja noch immer Spock, und nichts konnte das ändern. Der Vulkanier schien verwirrt zu sein, als brächen alte Erinnerungen wieder auf; vielleicht war er aber auch in den Jagdtagen auf der Savanne in ein völlig anderes Verhaltensmuster geschoben worden. Jetzt mußte Spock nachdenken und seine Wahl treffen. McCoy wartete.

Er schaute in Augen, die weder bestialisch noch logisch waren, die weder einem Offizier der Starflotte noch einem Eulentiger gehörten. Spock stand unbeweglich da. Stummer Zweifel und Entsetzen lagen in seinem Blick.

Und dann trat er plötzlich einen Schritt vorwärts und fragte mit seltsam klagender Stimme: „*Alab hwal-lir k'len?*“ McCoy wäre ihm am liebsten für jede dieser merkwürdigen, zungenverrenkenden vulkanischen Silben um den Hals gefallen. Spock handelte wieder menschlich!

Der Doktor hatte schließlich einen Kommunikator von Spocks Gürtel genommen, und sie lösten sich in einem golden funkelnden Nebel auf, um sich auf der tröstlichen Transportplattform wiederzufinden.

Es war eigentlich recht gut, die Autorität zu haben, sich medizinisch für arbeitsfähig zu erklären, überlegte McCoy. Der Captain hatte versucht, mit ihm darüber zu debattieren, nachdem er den Ernst der Lage, vielleicht sogar ihre Natur, begriffen hatte.

Der Doktor erinnerte sich daran, wie Kirks breites Grinsen wegen seines Freundes zerfledderter Erscheinung schnell vergangen war, als Spock recht unzeremoniös zu Boden sackte. Der Captain machte sich um beide große Sorgen.

McCoy war sehr froh, als er ein sauberes Hemd überstreifen und ins Revier eilen konnte. Ob er Spock im medizinischen Sinn für gesund erklären konnte, war noch fraglich. Sein Mediorter hatte zwar angezeigt, daß Spock sich in annehmbarer, wenn nicht sogar tadelloser körperlicher Verfassung befand, und Dr. M'benga hatte dazu gemeint, der Vulkanier leide nur unter einem Schock; man konnte aber nicht vorhersagen, wie schnell Spock diesen überwinden würde.

Als Dr. McCoy das Krankenzimmer betrat, kam ihm M'benga entgegen und flüsterte: „Mr. Spock hat einen unverwüstlichen Geist – für einen Menschen wie für einen Vulkanier. Er müßte sich jetzt eigentlich schnell erholen...“ Und dann fragte er nach einer nachdenklichen Pause: „Das ist jetzt keine medizinische Frage, Doktor, aber das kommt doch nicht von etwas, das Sie ihm angetan haben?“ McCoy schaute finster drein, als er zu seinem Patienten trat.

Aber er seufzte vor Erleichterung, als er sah, wie widerwillig Spock das Schwammbad musterte, das M'benga wegtrug. Der Vulkanier steckte bereits in seiner Thermalunterwäsche und zog sich schnell an.

„Ich glaube, ich verstehe jetzt den Sinn des Rituals, Doktor“, sagte er.

„Um zu verstehen, wie man Emotionen unter Kontrolle hält?“ fragte McCoy.

„Nein, um zu demonstrieren, daß die Alternative attraktiv ist. Von Zeit zu Zeit habe ich mir überlegt, warum wir auf Vulkan so kostspielige Wildgehege haben. Mir schien damals, daß dieses Spurensuchen und Anschleichen wenig logischen Sinn habe, da ja die Beute nicht getötet wurde. Jetzt weiß ich, daß es viele geben muß, die die Erfahrung des mok faar nacherschaffen wollen.“



Wie üblich, so war sich auch jetzt McCoy nicht ganz klar darüber, was Spock damit meinte und worauf er zielte. „Moment mal. Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Ihnen das Herumrennen im Busch Spaß machte, weil es Sie zum Tier zurückführte?“

„Sie müßten doch wissen, daß nicht alles, was geschah, im Ritual vorgesehen ist.“ Das Gesicht des Vulkaniers war ungewöhnlich düster. „Sie haben doch immer dafür gesprochen – für ein Leben, das von den Nervenenden regiert wird. In mancher Beziehung ist es sicher vergnüglicher als das meine. Aber ich werde es nicht wählen.“

„Warum?“ fragte McCoy.

„Doktor, das Leben eines wilden Tieres wählen?“

„Nein, nicht das“, antwortete McCoy. „Aber Sie könnten trotzdem ein wenig mehr nach ihren Nervenenden leben, Spock.“

„Das Endergebnis wäre im Grund dasselbe.“

Die Tür schob sich zischend auf, und der Captain der Enterprise kam herein, weil er sich um das Befinden seiner Freunde sorgte. Er fand, daß die Kampfhaltung seines wissenschaftlichen Offiziers und seines Chefarztes höflicher Natur war und meinte: „Sie müssen sich wieder ganz gut fühlen, Spock. Bones streitet niemals mit Patienten, die ernstlich krank sind.“

„Dann soll er dir mal erzählen, Jim, wie er einmal mitten in einer Operation davonlief und an seine Arbeit zurückkehrte“, sagte McCoy.

„Na, schön. Warum habt ihr eigentlich meinen Rat nicht befolgt, euch während des Landurlaubs ein wenig auszuruhen? Wer sagt mir das?“ forderte Kirk.

Dr. McCoy öffnete den Mund zu einer langen, kummervollen Erklärung über Spocks vulkanische Riten, die unbequemen Pfadfindernächte und einen Kameraden, der ihn abwechselnd nicht erkannte und dann auf ihn eindrosch, aber Spocks Miene hinderte ihn daran, und er klappte den Mund zu. Schließlich sagte

er: „Spock wollte unbedingt eine vulkanische Sitte vollziehen. Wie hieß sie doch, Spock?“

„Mok farr“, antwortete Spock dankbar.

„Oh“, meinte Kirk und verstand gar nichts. „Ich hoffe, es ist gut gelungen.“

„Es gab... ein paar Schwierigkeiten“, bemerkte Spock ernsthaft. „Aber Dr. McCoy löste das Problem.“

„Wie?“

McCoy grinste breit. „Ich habe ihm einen Dorn aus der Pfote gezogen.“

## Die geflügelten Träumer

Spock beugte den Kopf über seinen Tricorder und zog die Brauen hoch. „Faszinierend“, sagte er, „eine Welt dieser Komposition und mit den klimatischen Bedingungen ist einfach ideal, und doch hat sich noch kein intelligentes Leben hier entwickelt.“

„McCoy sagte heute früh fast wörtlich genau dasselbe“, berichtete ihm Kirk. „Ich verstehe es auch nicht. Die Pflanzen und Tiere sind in einer riesigen Vielfalt vorhanden, der Planet ist stabil, sicher, warm und behaglich. Wie soll man dann verstehen, daß die Wiege noch immer leer ist?“

„Ein außerordentlich poetisches Konzept, Captain“, bemerkte Spock.

Seite an Seite folgten die beiden Männer einem grasigen Ufer. Das Wasser des Sees war dunkel und kristallklar; eine leichte Brise kräuselte die Oberfläche. In Ufernähe stand Schilf; das Rohr hatte silbrig glänzende Tuffs, und graziöse, zitronenfarbene Bäume tauchten die Spitzen ihrer zierlichen Zweige in ihre Spiegelbilder. Dahinter lag ein Land der Hügel und waldigen Täler. In der Ferne reichten dunkelpurpurne Hochwälder von den Vorbergen bis zur Baumgrenze, und sonnenglänzende, schneebedeckte Gipfel ragten bis in die dünnen, hohen Wolken.

Die Sonne war heiß, die Brise würzig und erfrischend, und die Blumen dufteten herrlich und einschläfernd. Ein Kissen kornblumenblauer Blüten nickte verschlafen mit den Köpfen. Kirk und Spock blieben stehen und beobachteten zwei pelzige Wesen, die aus dem makellosen blauen Himmel herabschwebten. Sie hingen ein paar Augenblicke in der Luft, hatten ihre irisierenden grüngoldenen Schwingen bis zur Durchsichtigkeit ausgebreitet und ließen sich von der Brise treiben. Dann ließen sie sich so leicht auf ein paar der blauen Blütenköpfe nieder, daß sie nicht einmal zu nicken aufhörten. Pelzige Fühler rollten sich aus,

und zierliche Schuppenrüsselchen versenkten sich in das Herz der Blüten, um den köstlichen Nektar zu trinken.

„Schön, nicht wahr?“ stellte Kirk fest und ging weiter. Eine Antwort erwartete er nicht, und sie blieb auch aus. „Diese Welt wird ideal für eine Kolonisation sein, wenn die Woge erst einmal bis hierher reicht“, fuhr Kirk fort. „Hier könnten herrliche Ernten heranwachsen, wundervolle Herden gezüchtet werden. Es gibt keine Krankheiten, die wir nicht beherrschen und keine wilden Tiere, die angreifen, wenn man sie in Ruhe lässt...“

„Sie sind offensichtlich dabei, diesen Planeten ein Paradies zu nennen, Captain“, stellte Spock nüchtern fest.

„Sind Sie etwa nicht meiner Meinung?“

„Ich glaube nicht an Perfektion oder Idealismus. Hier ist offensichtlich doch... eine Fliege in der Suppe.“

Kirk lachte. „Mr. Spock, Sie sind ein Zyniker.“

„Zugegeben, Captain. Ich finde, man erspart sich damit Enttäuschungen.“

„Das ist ein menschlicher Zug, dem Sie nicht sehr oft folgen, mein Freund“, bemerkte Kirk lachend.

Spock blieb stehen und warf ihm einen vorsichtigen Blick zu. Dann drehte er sich um und betrachtete die Landschaft, da er das Thema wechseln wollte. „Eine Schande, all dies mit Pflug und Säge zu vernichten“, bemerkte er.

Kirk musterte ihn erstaunt. „Oh, plötzlich diese Sentimentalität, Mr. Spock?“ fragte er.

Spock schaute zu den fernen Bergen hinüber. „Philosophie, Captain“, berichtigte er.

„Na, schön, dann eben Philosophie.“ Kirk ging weiter, und der Vulkanier folgte ihm.

Die Bäume waren hoch und reichten mindestens zwanzig Meter in den Himmel. Die Stämme waren bis zu den Wipfeln silbrig, glatt und vollkommen gerade. Die Krone eines jeden Baumes bildete einen flachen Tisch aus Ästen und großen, runden, blauen Blättern. Eigentlich war es ein richtiger Wald, denn er bestand aus

einigen hundert Bäumen. Unter ihnen bedeckten kleine, gelbe, fünfblättrige Blüten den Boden, und dazwischen wuchs kurzes, gleichmäßig gelbgrünes Gras; jeder Halm hatte eine rote Spitze. Nichts fehlte mehr zu einem Märchenwald, dachte Kirk, als eine Fee und eine Kröte.

Er setzte sich auf den Boden. „Kommen Sie, Mr. Spock“, lud er den Vulkanier ein. „Setzen Sie sich zu mir. Der Stamm ist eine sehr behagliche Lehne.“ Aber Spock blieb stehen. Kirk schaute zu ihm auf. „Die Crew ist gerne hier“, sagte er.

„Tatsächlich.“

„Und Sie? Gefällt es Ihnen hier nicht?“

„Ein angenehmer Platz“, meinte Spock zögernd.

Kirk lachte leise. „Sie sind ein merkwürdiger Mann, Mr. Spock.“

„Captain?“

„Immer sind Sie zufrieden mit dem, was Sie haben, und doch vermitteln Sie mir immer den Eindruck, daß Sie nach ganz anderen Dingen streben.“

In Spocks Augen kam ein Ausdruck, der verdächtig nach Zärtlichkeit aussah. „Es ist das Los des Mannes, zu streben, wie sehr er sich auch nach Zufriedenheit sehnt.“

„Vulkanische Philosophie? Oder menschliche?“

Spock hob eine Braue. „Ein wenig von beidem.“



Donna Michelli flocht die Stengel von roten, silberlippigen Glockenblumen in ihr Haar. Sie nannte sie nach einer alten Sage, die ihre Eltern von der Erde mitgebracht hatten, „Kannengießerblumen“. Ein Segler schwebte ihr entgegen.

Donna beschattete mit der Hand die Augen und beobachtete das Tierchen. Es war ein Wesen, das für diese Welt charakteristisch zu sein schien. Jemand vom Schiff hatte es mit einem langen

Namen versehen, aber für alle anderen hießen diese Schmetterlinge „Segler“, da sie sich mit dem einzigen, schimmernden Flügel vom Wind treiben ließen. Sie gähnte. Es war ein warmer Tag, und sie fühlte sich schläfrig. Sie setzte sich ins Gras und flocht eine Kette aus den Kannengießerblumen, dachte an den Planeten Erde und das Heim ihrer Eltern – eine lebende Legende, denn sie hatte es nie gesehen.

Sie seufzte, und dann schaute sie betroffen die Blumen an, die sie flocht; sie waren nicht mehr rot, sondern grellgelb und viel kleiner. Sie stand auf und schaute sich besorgt um. Nun befand sie sich nicht mehr – in einem schattenfleckigen Wald, sondern auf grünen Hügeln. Der Himmel war strahlend blau und mit weißen Federwölkchen betupft. Die Sonne stand rund, gelb und klar am Himmel. Sie hörte etwas pfeifen und sah hoch im Himmel richtige Vögel, die in der Sonne Kapriolen schlugen. Die gelben Blumen entfielen ihren Händen. In der Ferne standen purpurne Berge, deren Spitzen in weißen Nebel gehüllt waren. Eine endlose grüne Fläche erstreckte sich vor ihr, und ein silberstrangiger Drahtzaun reichte, soweit sie sehen konnte, in beide Richtungen. Vor dem grünen Teppich machte sie zwei Punkte aus, die sich rasch näherten. Ein Mann und eine Frau ritten auf Pferden heran. Auf der anderen Zaunseite zügelten sie die Pferde und winkten ihr zu. Sie erkannte sie: Ihr Vater war schon sechs Jahre tot, und ihre Mutter hatte sie grauhaarig und leidend eine halbe Galaxis weiter zurückgelassen. Aber hier waren beide jung, und ihre Gesichter lächelten glücklich. Donna hob ihre Blumenkette auf und rannte ihnen hügelabwärts entgegen, winkte und rief. Sie lächelten und winkten zurück. Dann schwankte das Bild, und sie, die purpurnen Berge und die kapriolenschlagenden Vögel waren verschwunden. Sie war allein, lief durch eine schattige Mulde und hatte in der Hand eine Kette aus zerdrückten Blumen.



Langely schaute sich verblüfft um. Vor ein paar Augenblicken war er noch durch ein kühles Wäldchen gegangen, um zum stationären Transporterendpunkt am See zurückzukehren. Plötzlich bemerkte er hoch über seinem Kopf einen ganzen Schwärm Segler. Jungfräuliche Planeten, wie schön sie auch sein mochten, langweilten ihn. Langely war ein Mann überzüchteten Geschmacks, und er hatte an ganz andere Dinge gedacht. Nun befand er sich mit einemal in einem prächtigen Vergnügungspalast auf Diad II. Hier gab es goldfarbene Vorhänge und blaßblaue, schwellende Kissen mit reichen, goldenen Stickereien. Drei einander völlig gleichende Mädchen tanzten so synchron, daß sie Bildern von ein und derselben Frau glichen.



Kirk sah über den Bericht, den er vor sich hatte, zu Spock hinüber. „Was?“ fragte er. „Sagen Sie das noch einmal.“

Spock schüttelte den Kopf; er war ebenso bestürzt wie Kirk. „Dreiundvierzig Mann der letzten Wache sind von ihrem Landurlaub nicht zurückgekehrt“, wiederholte er.

„Ja, nun... Wo sind sie denn? Und was ist mit ihnen geschehen?“

„Sie sind noch auf der Planetenoberfläche, Captain. Und sie scheinen... nichts zu tun.“

„Haben Sie versucht, sie zurückzurufen?“

„Jawohl. Keiner von denen, die Kommunikatoren haben, hat geantwortet.“

Die Türen schoben sich auf, und Sulu sprang buchstäblich die Stufen herab, um den Mann am Ruder abzulösen. Kirk und Spock tauschten Blicke und gingen zu ihm hinüber.

„Sie scheinen heute recht zufrieden mit sich selbst zu sein, Mr. Sulu“, bemerkte Kirk. „Ich nehme an, Sie hatten gestern eine angenehme Zeit an Land?“

Sulu strahlte. „Oh, sicher, Sir. Auf einem so wundervollen Planeten war ich noch nie. Es war so, als sei eine ganze, große Stadt dort gewesen, und alle Türme waren golden. Es gab einen Marktplatz, wo sie Seiden und Gewürze verkauften. Und die schönsten Frauen gab es, die ich je gesehen habe.“

Spock und Kirk schauten einander wieder an, und Spock blinzelte.

„Ich hatte ein ähnliches Erlebnis, Sir“, sagte Uhura an ihrer Konsole. „Es war, als sei ich zu Hause mit den Palmen, mit Mondlicht und der See. Und alle meine Freunde waren da. Es war alles sehr wirklich.“

„Das ist aber merkwürdig“, meinte Kirk. „Mr. Spock, haben Sie eine Erklärung?“

Spock schüttelte den Kopf. „Keine, Captain.“

„Mr. Sulu...“ Kirk wandte sich zum Rudergänger um. „wissen Sie, ob noch andere Mitglieder der Crew solche Erlebnisse hatten?“

„Fast alle hatten solche Erlebnisse, Sir. Sie können sein, wo immer Sie sein wollen. Sie können tun, was immer Sie wollen. Sie müssen nur daran denken.“

Kirk sah wieder Spock an. „Ich glaube, wir sprechen besser mit McCoy darüber...“

\*

Carlos Durban sah sich zufrieden im Labor um. Er war Biologe und immer sehr stolz auf seine Arbeit. Seinen eigenen Bemühungen war es zu verdanken, daß der Bericht über die Fauna des Planeten vollständig war, und die ausgefallensten



Formen von Kleinlebewesen waren in den Weltbehältern untergebracht.

Die Laborlichter wurden schwächer. Durban schaute sich um, konnte aber nicht feststellen, was diesen Energieverlust verursacht haben könnte. Um ihn herum war nicht mehr das Labor, sondern er befand sich in einer tiefen Grube; über sich sah er unendlich weit entfernt die Sterne. Am Boden der Grube glühte etwas Rötliches, und im tiefsten Schatten bewegte sich etwas pulsierend. Durban hatte Angst vor dem Unbekannten, aber gleichzeitig war die Neugier des Wissenschaftlers hellwach.

Das Ding streckte lange, tastende Tentakel nach ihm aus, doch er wich nicht zurück. Es berührte seinen Fuß, sein Bein, reichte weiter nach oben und fand sein Gesicht. Die Masse dieses Wesens zitterte. Durban hörte eine Mitteilung, die irgendwie von der Spitze des Tentakels ausging. „Komm, komm näher...“ Das Wesen war also intelligent. Durban war aufgeregt. Er tat einen Schritt vorwärts, kniff die Augen zusammen, um die Kreatur besser sehen zu können, und gleichzeitig griffen kürzere und dickere Tentakel nach ihm. Jetzt hatte Durban keine Angst, nur Aufregung und Verwunderung beherrschten ihn. Die Tentakel griffen nach oben. Einer wand sich immer enger um seinen Hals. Durban sah die offenen Kiefer der Kreatur...



McCoy bedeckte das Gesicht des Toten und wusch sich die Hände. Kirk, gefolgt von Spock, kam ihm nach. „Nun, Bones?“ fragte der Captain.

„Ich weiß nicht, weshalb er starb, Jim“, antwortete McCoy. „Er hörte ganz einfach zu leben auf, aber einen Grund dafür kann ich nicht finden.“

„Es muß aber doch einen Grund dafür geben, Doktor.“

„Das weiß ich selber“, schnappte McCoy. „Ich sage doch nur, daß ich ihn nicht finden kann.“

Kirk wandte sich an Spock. „Haben Sie eine Möglichkeit, den Tod dieses Mannes zu erklären?“

„Nein, Captain, obwohl ich mit denen gesprochen habe, die ihn sterben sahen. Es scheint, er habe sich an die Kehle gegriffen, als kämpfe er mit etwas, das ihn würgte. Aber da war ja nichts.“

„Eine Strangulierung ist ganz ausgeschlossen, Jim“, sagte McCoy. „Es gibt keinerlei Quetschungen und Markierungen an seinem Hals.“

„Könnte es etwa eine Herzattacke gewesen sein?“ fragte Kirk.

„Sein Herz ist, abgesehen davon, daß es nicht mehr schlägt, absolut gesund, genauso gesund wie deines.“

Kirk schüttelte den Kopf. „Könnte das irgendwie mit der anderen Sache zusammenhängen?“

„Mit der von den verschwundenen Crewangehörigen?“ fragte McCoy.

„Sie leben ja noch, Captain“, versicherte ihm Spock. „Sie weigern sich nur, sich im Schiff zurückzumelden.“

Kirk trommelte mit den Fingern auf den Tisch und sah den Vulkanier an. „Dann muß etwas geschehen. Alle Landurlaube sind von jetzt an gestrichen. Wir werden etliche Sicherheitsposten nach unten bringen, um die Männer einzusammeln und sie nach oben zu transportieren, ob es ihnen nun paßt oder nicht.“

„Jawohl, Sir.“ Spock verließ sofort den Raum.

Kirk schaute McCoy an. „Bones, wenn sie da sind, will ich über jeden Mann einen vollständigen körperlichen und geistigen Bericht. Und ich will außerdem einen außerordentlich genauen Biopsiebericht über Durban.“

„Ja, Captain“, erwiderte McCoy.

Kirk traf Spock und sein vierköpfiges Sicherheitsteam im Transporterraum. „Ich erwarte ja keinen Ärger“, sagte er und nahm seinen Platz auf der Plattform ein, „aber wenn einer

Widerstand leistet, dann werden Phaser auf Lähmung eingesetzt. Ich will diese Männer hier zurückhaben, egal, wie sie kommen.“

„In Ordnung, Captain“, antwortete Spock.

„Scotty, aktivieren“, befahl Kirk.

Die Hand des Ingenieurs drückte den Hebel nach oben. Die Generatoren glühten rötlich, als die sechs Gestalten sich in einem goldenen Schimmer auflösten und verschwanden.

Das Summen der Strahler hörte auf, als die Männer auf der Planetenoberfläche erschienen. Alles schien ganz friedlich zu sein. Von der Mannschaft der Enterprise war nichts zu sehen.

„Phaser auf Lähmung“, befahl Spock und wiederholte damit Kirks früheren Befehl. Er beschrieb einen Halbkreis, studierte die Landschaft und seinen Tricorder. „Diese Richtung“, sagte er dann und deutete zu dem Wald hinüber, in dem er am Tag vorher mit Kirk gewesen war. „Dort scheinen sich einige von ihnen versammelt zu haben.“

„Was tun sie denn?“ wollte Kirk wissen.

„Nichts.“ Spock schüttelte den Kopf. „Sie sitzen nur da.“

„Nehmen Sie zwei Männer mit und schließen Sie sie ein. Dann schicken Sie alle nach oben zu McCoy. Wir gehen zur anderen Seite und treffen uns hier später wieder.“

Spock nickte, und die beiden Gruppen machten sich in entgegengesetzten Richtungen auf den Weg. Spock ging ein Stück um den See herum, und seine Männer folgten ihm.

Einer der Sicherheitsmänner tat plötzlich einen wilden Schrei. Spock wandte sich erschreckt um und wäre um ein Haar ins Wasser gefallen, weil der betreffende Mann rücksichtslos an ihm vorbeirannte, aus voller Kehle schrie und seinen Phaser über dem Kopf schwenkte, als sei er ein Krummsäbel.

Spock schaute ihm nach und hielt den zweiten Mann mit erhobener Hand zurück. Der Ausreißer war bald nicht mehr zu sehen, und wenig später waren auch seine Schreie nicht mehr zu hören. Der Leutnant sah seinen Offizier zweifelnd an.

„Sir, was kann der Grund dafür sein?“ fragte er. „Porter war doch immer ein sehr ausgeglichener, ruhiger Bursche. Ich hätte nie gedacht...“

„Hier auf diesem Planeten gibt es etwas, Leutnant, das wir nicht verstehen“, erwiderte Spock. „Wir müssen ungeheuer wachsam sein.“ Er ging weiter zu den Bäumen mit den blaublätrigen Wipfeln.

Unter ihnen sah er etliche Gestalten, die es sich gemütlich gemacht hatten. Sie trugen die rot-gold-blauen Uniformhemden der Starschiff-Crew. Sie saßen oder lagen auf dem Boden und schauten in den Himmel hinauf. Einige von ihnen schienen zu schlafen.

Als Spock mit dem Posten herankam, standen die Männer auf und bildeten eine Gruppe. Spock blieb drei Meter vor ihnen stehen. Sein eisiger Blick erfaßte einen nach dem anderen. „Sie werden sofort zum Schiff zurückkehren“, erklärte er bestimmt.

Langely, offensichtlich der Sprecher der Gruppe, schüttelte den Kopf. „Das werden wir nicht tun, Sir.“ In seiner Stimme lag keine Beleidigung, keine Aufsässigkeit. Er stellte nur etwas fest.

Spock musterte ihn, und Langely erwiderte seinen Blick. Zum erstenmal in seinem Leben fand sich Spock auf der Verliererseite. Zwischen den Bäumen erschienen weitere Mannschaftsangehörige. Die zahlenmäßige Stärke verschob sich immer mehr zu Spocks Nachteil. Er hatte das bestimmte Gefühl, es sei vielleicht besser, sich zurückzuziehen, aber er fand, daß dies inzwischen unmöglich, geworden war. Also hob er das Kinn und musterte Langely.

„Was haben Sie vor?“ fragte er ihn.

Langely wechselte Blicke mit den Männern, die neben ihm standen. „Wir... wollen Ihnen bestimmt nichts antun, Sir. Wir hätten auch nicht darauf bestanden, daß Sie vom Schiff herunterkommen. Aber jetzt sind Sie hier, und da glauben wir, daß Sie wohl besser bleiben.“

Plötzlich war der Phaser in Spocks Hand und zielte auf Langelys Brust. Der Sicherheitsposten neben ihm rührte sich nicht. Spock warf ihm einen scharfen Blick zu.

„Leutnant?“

„Sehen Sie denn nicht, Sir“, antwortete der Mann. „Er ist so groß... und so schön.“

Spock schaute in den Himmel hinauf und sah nichts. Andere schienen jedoch etwas zu sehen.

„Sehen Sie es denn nicht, Mr. Spock?“ fragte Langel.

„Was?“

„Was immer Sie sehen wollen. Hier gibt es keine Regeln, keine Vorschriften. Sie können alles haben, was und wann Sie es wollen. Sie brauchen nur davon zu träumen.“

„Träumen?“

„Vielleicht ist es für Sie anders“, meinte Langel. „Aber ich bin sicher, es wird Ihnen ähnlich gehen, wenn Sie eine Weile hier sind. Ein paar von uns brauchten auch einige Zeit, um sich anzupassen, bis ihnen klar wurde, was uns geschah.“

Spocks Hand schloß sich fester um den Phaser. „Wenn Sie versuchen, einen Offizier gegen seinen Willen festzuhalten, begehen Sie einen sehr schweren Verstoß gegen die Vorschriften“, warnte er.

Sein Finger griff nach dem weißen Auslöseknopf. Eine starke Hand legte sich auf die seine. Der Leutnant schaute ihm ins Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Das Ding sollten Sie hier nicht abschießen, Sir. Sie könnten es beschädigen.“

Er schaute hinauf in den Himmel, wo er etwas zu sehen schien. Spock legte den Kopf zurück und folgte seinem Blick. Er spürte, wie sich Hände von rückwärts her um seine Arme legten und sie nach hinten bogen. Er wehrte sich mit seiner vulkanischen Kraft dagegen, und die Hände fielen ab. Er hörte Körper auf den Boden schlagen und machte sich kampfbereit. Etwas traf ihn kräftig im Nacken. Er spürte, wie er fiel und sah einen ganzen

Sternenhimmel vor seinen Augen. Dann war nichts mehr als bodenlose Schwärze.



Später als vorgesehen kehrte Kirk zum See zurück. Er hatte mit seinen beiden Männern das ganze Gebiet bis zum Fluß abgesucht. Der Tricorder hatte zwei Mitglieder der fehlenden Mannschaft aufgespürt; es waren Frauen, die kaum Widerstand leisteten und nun gehorsam neben den Männern dahintrotteten. Aber sie bewegten sich wie im Traum.

Kirk sah sich um. Es war Abend, die Sonne stand tief über dem Horizont. Spock war nirgends zu sehen.

„Vielleicht hat er mehr gefunden, als er allein bewältigen kann“, sagte Kirk. „Bringen Sie die beiden Frauen zum Schiff. Liefern Sie sie sofort bei Dr. McCoy ab. Ich werde sehen, ob ich Spock helfen kann.“

Im Wald war es sehr dunkel, und kräftiger Blumenduft hing in der Luft. Niemand war zu sehen. An einigen Stellen war das Gras jedoch so zerdrückt, als hätten erst vor kurzem dort mehrere Leute gelagert. Kirk schloß daraus, daß Spock die Männer eingesammelt hatte und sich mit ihnen nach oben hatte holen lassen. Er ließ seinen Kommunikator aufschnappen.

„Kirk an Enterprise. Tranporterraum. Holt uns nach oben.“

An Bord angekommen, begab er sich sofort zum Revier. McCoy war da und hatte eine Tasse Kaffee vor sich. Er wartete, bis die Schwestern die beiden Frauen zur Untersuchung entkleidet hatten.

„Kaffee, Jim?“ lud ihn McCoy ein.

„Später, Bones. Vielen Dank. Was ist mit den Männern, die Spock mitbrachte?“

„Welche Männer?“ McCoy runzelte die Stirn. „Ich habe nicht einen gesehen, aber Spock auch nicht. Ich dachte, er sei mit dir gegangen?“

„Wir haben uns getrennt... Er kann doch jetzt nicht mehr unten sein. Es ist fast dunkel.“ Er lehnte sich über McCoys Tisch und drückte auf die Sprechaste der Bordanlage. „Kirk an Kommunikation. Leutnant Uhura, stellen Sie Kontakt mit Mr. Spock auf der Planetenoberfläche her.“

„Jawohl, Sir.“

Kirk wartete ungeduldig.

„Captain, er antwortete nicht.“

Kirk sah McCoy an. „Dann versuchen Sie, die Sicherheitsleute zu erreichen.“

„Habe ich schon, Sir. Auch sie antworten nicht.“

„Danke sehr, Leutnant.“ Kirk richtete sich auf. „Da ist etwas passiert, und zwar so ziemlich allen, die ich hinabgeschickt habe. Etwas holt sie weg.“

„Es muß etwas sehr Mächtiges sein, das Spock überwältigt“, bemerkte McCoy.

„Bones, hole deinen Ärztekoffer. Ich gehe inzwischen zu Scotty.“

„Scotty“, sagte der Captain, „es gibt nur ein einziges vulkanisches Leben auf diesem Planeten. Ich will, daß Sie uns ganz in dessen Nähe absetzen, aber außer Sicht. Wir lassen unsere Kommunikatorfrequenzen offen. Falls Sie in einer Stunde nichts von uns hören, holen Sie uns unter allen Umständen nach oben.“

„Jawohl, Sir.“

Kirk und McCoy, der inzwischen mit seiner Arzttasche und einem Tricorder erschienen war, stiegen die Stufen zur Plattform hinauf.

„Aktivieren“, befahl Kirk.

Scotts Hände bewegten sich über die Kontrollen. Der Transportermechanismus kreischte, die Generatoren glühten unnatürlich weiß, und die Grundplatten unter ihren Füßen spuckten weiße Funken. Kirk und McCoy verließen fluchtartig die Plattform, und Scotty kämpfte mannhaft mit der Konsole.

Als sich der Rauch wieder verzog, untersuchte Scott den Schaden.

„Was, zum Teufel, war da los?“ fragte McCoy.

„Das war ein Spannungsstoß, Doktor. Hat die Eingeweide nach außen gedreht.“

Kirk runzelte die Stirn. „Wie lange dauert die Reparatur, Scotty?“

„Wenn wir die ganze Nacht arbeiten, sind wir vielleicht morgen Vormittag soweit.“

„Geht es denn nicht schneller?“

„Nein, Sir“, erwiderte Scotty steif.

Kirk schluckte.

„Trotzdem müssen wir uns nach diesen Leuten unten umschauen.“

„Was wollen Sie denn tun, Sir?“ fragte Scotty.

„Wir nehmen ein Beiboot, der Doktor und ich, und versuchen, Mr. Spock zu finden. Ich überlasse Ihnen das Kommando.“

\*

Das Beiboot begann langsam auf den Planeten zu fallen und Kirk landete es sanft zwischen See und Wald. Er öffnete die Luke, und die beiden Männer schauten in silbernes Sternenlicht hinaus.

Diese Welt hatte keinen Mond. Da sie aber zur galaktischen Ebene gehörte, stand eine ungeheure Vielfalt von Sternen am Himmel.

Das leise Pfeifen von McCoys Tricorder brach in die nächtliche Stille. Der Arzt stellte die Richtung fest. „Dorthin. Etwa einen Kilometer entfernt“, sagte er und deutete zu den Bäumen.

„Vulkanisch oder menschlich?“

„Spock.“

Kirk nickte und ging voran. McCoy folgte.



Es war eine stille, seltsame Nacht. Die Bäume standen dunkel und stattlich da. Ab und zu leuchtete ein Baumstamm silbern im Sternenlicht. Die weißen Trompeten der lilienähnlichen Blumen, die sich erst bei Sonnenuntergang öffneten, schauten den beiden Männern mit untassengroßen Augen nach.

Kirk blieb plötzlich stehen. Vor ihm lag der ganze silberbetupfte Wald. Der Captain runzelte die Stirn. War es ein Trick der Perspektive, oder lehnte sich ihm wirklich die Baumwipfel entgegen? Und wieso hörte er das Rascheln der Blätter als verschwörerisches Wispern?

McCoy ging hinter ihm, und beide Männer stolperten plötzlich. Kirk bedeutete dem Doktor, der leise in sich hineinfluchte, er solle schweigen, denn er glaubte, McCoy würde das sehen, was er selbst sah: die Abnormität der Landschaft, die sie jetzt durchqueren sollten.

McCoy fiel nichts auf. Für ihn war alles so, wie es sein sollte – die Bäume waren hoch, gerade und hatten einen Blättertuff als Wipfel; die Sterne leuchteten hell; kaum sichtbar lief ein Pfad hügelabwärts und verlor sich zwischen den Bäumen. Verblüfft sah der Arzt Kirk an.

Für Kirk war die Sache ganz anders. Die Bäume bewegten sich, steckten die Köpfe zusammen, sahen dunkel und drohend aus. Er hörte ihr zorniges Murmeln, spürte ihre Wut auf die Eindringlinge. Dann begannen sie zu laufen. Sie hoben ihre dicken Wurzeln aus dem Boden, schoben sie bedächtig weiter und drängten an den Pfad heran, den Kirk und McCoy benutzen mußten. Kirk hatte plötzlich eine schreckliche Vision. Spock war irgendwo hinter diesen Bäumen, und Kirk sah ihn blutend und von ihnen zertrampelt daliegen, unfähig zu fliehen oder sich zu verteidigen. Kirk tat einen lauten Schrei. „Spock!“ Und dann rannte er den Pfad zwischen den drohenden Bäumen entlang.

Sie beugten sich ihm entgegen, bis die Silberzweige über den Boden fegten. Er fühlte, wie die Zweige an seinen Kleidern und seinem Körper rissen. Er spürte das scharfe Brennen der Blätter,

die sein Gesicht peitschten. Er warf die Arme in die Höhe, um sein Gesicht zu schützen, rannte weiter und sah nichts als die Vision des in seinem Blut daliegenden, sterbenden Vulkaniers.

„Jim, was ist?“ rief McCoy weit hinter ihm. Er rannte nun auch und folgte Kirk durch den friedlichen, nachtdunklen Wald. Für ihn gab es hier keine Angst, nur Sorge.

Die Zweige der Bäume waren wie Stahlbänder, die sich um Kirk zu schlingen versuchten, um ihm den Atem abzuwürgen. Kirk kämpfte erbittert gegen sie. Er mußte Spock finden, ehe es zu spät war! Er stolperte über einen Ast, ging in die Knie, versuchte aufzuspringen, doch die Blätter blendeten seine Augen. Ein großer Ast fiel auf seinen Rücken. Sein Rückgrat knackte.

Von hinten griffen Hände nach ihm. „Jim, Jim!“ Die Stimme schrie seinen Namen. Es war McCoy. „Jim, was ist los?“

Kirk öffnete die Augen. McCoy's Gesicht war dem seinen sehr nahe. Die eisblauen Augen funkelten und bohrten sich in die seinen. Die Hände des Doktors umklammerten schmerzhaft seine Arme.

Kirk holte tief Atem. Er schaute an McCoy vorbei zu den Bäumen hinüber. Sie standen still und schweigend da, genau dort, wo sie seit mehr als hundert Jahren gestanden hatten. Der Boden war eben. Allmählich beruhigte sich sein keuchender Atem, und als er aufstand, trugen ihn seine Beine wieder. Aber McCoy hielt ihn vorsorglich fest.

„Jim, was war das?“

Kirk schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht... Irgendein nachtmahrlicher Wachtraum. Die Bäume bewegten sich... versuchten mich zu töten...“

„Die Bäume?“ McCoy schaute sich ungläubig um. Da fiel sein Blick auf einen dunklen Fleck am Boden, direkt am Waldrand.

„Jim!“ Er deutete und lief darauf zu. Kirk folgte etwas langsamer.

Es war Spock. McCoy kniete neben ihm nieder und berührte vorsichtig seinen Hals. Die Haut war warm; als habe er die

Berührung gespürt, bewegte sich der Vulkanier, und schließlich hob er den Kopf.

„Liegen bleiben“, mahnte McCoy und zog etwas aus seiner Tasche.

Spock gehorchte nur allzu gern. Der Schmerz im Hinterkopf war grauenhaft, und jede Bewegung verursachte Übelkeit. Nun stand auch Kirk neben McCoy.

„Ist alles in Ordnung mit ihm?“ fragte Kirk.

„Hm...“, brummte McCoy und zog eine Spritze auf. „Etwas hat ihn sehr hart getroffen. Eine ganze Weile wird er scheußliche Kopfschmerzen haben.“

„Haben Sie's gesehen?“ fragte Kirk Spock. „Welch eine Kreatur war es?“

„Menschlich, Captain“, antwortete Spock mit einem Anflug seiner alten Trockenheit. „Unsere eigene Crew.“

Kirk und McCoy tauchten Blicke aus. McCoy injizierte den Inhalt der Spritze in Spocks Schulter.

„Wissen Sie das ganz bestimmt?“ fragte Kirk. „Unsere eigene Crew hat Sie angegriffen? Ihren höchsten Offizier?“

Spock sah ihn aus vor Schmerz zusammengekniffenen Augen an. „Das weiß ich sicher, Captain. Sie wollten, daß ich bei ihnen bleibe. Und sie wollten nicht zum Schiff zurückkehren.“

Spock konzentrierte sich darauf, McCoy nicht allzu sehr zur Last zu fallen. Sie hatten etwa die Hälfte des Weges zum See zurückgelegt, als McCoy vorschlug, Spock solle rasten. Kirk wollte nicht recht, gab aber schließlich nach. Spock setzte sich und lehnte den Rücken an einen sehr stabilen, unbeweglichen Baum und ließ den Kopf auf die Knie sinken. McCoy ließ seinen Ort über den Vulkanier gleiten und sah Kirk finster an.

„Ein schwerer Schock, Jim. Verlangt zuviel von sich selbst. Je eher wir ihn zum Boot zurückbringen...Ah, da ist es ja! Kommen Sie, Spock.“ Er schob seine Hand unter den Arm des Vulkaniers.

Kirk schaute sich um, sah aber nichts als die Schatten unter den Bäumen. „Es ist nicht da, Bones“, sagte er leise. „Du kannst es nur deshalb sehen, weil du’s sehen willst.“

„Wenn ich hinübergehe und es berühre, ist es wirklich, das weiß ich“, protestierte McCoy.

„Ja, natürlich, weil du wünschst und erwartest, daß es wirklich ist.“

McCoy blinzelte und schaute weg vom Boot, das er zu sehen glaubte. „Woher wollen wir wissen, was wirklich ist?“ fragte er zornig. „Wenn wir uns so in etwas hineintäuschen können, daß wir Dinge sehen, hören und fühlen, die es gar nicht gibt, wenn wir den Beweisen unserer eigenen Sinne nicht mehr trauen können, wie, in Gottes Namen, sollen wir dann je wieder zurückfinden?“

„Das weiß ich auch nicht“, erwiderte Kirk ehrlich.

„Wir könnten für den Rest unseres Lebens herumwandern, und nie wüßten wir, was wir eigentlich tun. Wir könnten uns vorstellen, daß wir essen und trinken, und in Wirklichkeit würden wir verhungern. Kein Wunder, daß die Männer nicht zurückkehren wollen. Warum auch? Sie haben hier alles, was das Universum ihnen bieten kann.“

„Das geht aber nicht immer“, gab Kirk zu. „Sulu und Uhura und einige andere kamen zurück. Sie gaben das ‚Paradies‘ auf, um zu ihrer Pflicht und zum Schiff zurückzukehren.“

„Das löst aber unser Problem nicht. Ich sehe das Boot noch immer, und wenn ich hinkomme und einsteige, dann weiß ich, daß es mich zur Enterprise zurückbringt.“

Kirk sah in die gleiche Richtung wie McCoy. Für einen Augenblick sah er auch den geisterhaften Umriß eines silberschimmernden Rechtecks vor den Bäumen. Wütend wies er das Bild von sich und weigerte sich, daran zu glauben. Es verschwand. Aber wie lange konnte er seinen eigenen Illusionen standhalten? Verzweifelt sah er McCoy an.

„Ich habe, soviel ich mich erinnern kann, nichts Unwirkliches gesehen, seit ich kam“, sagte Spock leise. „Und ich war länger auf diesem Planeten als sonst einer, der unbeeinflusst blieb.“

Kirk und McCoy schauten ihn an. „Aber Sie waren die meiste Zeit nicht bei Bewußtsein“, stellte McCoy fest. „Das ist richtig, Doktor.“

„Bones“, sagte Kirk und kauerte neben dem Vulkanier nieder, „könnte es sein, daß sein Geist nicht beeinflusst wird, weil er anders ist als der unsere?“

„Möglich wäre es schon“, gab McCoy zu und musterte den Vulkanier besorgt. „Es könnte auch sein, daß es bei ihm länger dauert, bis eine Wirkung sichtbar wird, weil seine Widerstandskraft größer ist als die unsere. Oder er hatte die ganze Zeit über Illusionen, wußte es aber nicht.“ Spock stellte seine Stacheln auf. „Doktor, es ist nicht meine Gewohnheit, mir einzubilden...“

„Woher wollen Sie das wissen?“ fragte McCoy. „Wie wissen Sie, daß Jim und ich real sind? Das wir nicht nur Vorstellungen Ihrer überhitzten Phantasie sind? Sie wollten gerettet werden. Und das, was all dies tut, könnte Ihnen Jim und mich zur Rettung geschickt haben.“

„Sie sind doch echt, Doktor“, sagte Spock.

„Ich weiß es. Aber woher wissen Sie's?“

„Ich kann Sie sehen und berühren...“ Spock unterbrach sich, denn wie sollte er beweisen, was richtig und falsch war, wenn er seinen Sinnen doch nicht trauen konnte? Er schaute von McCoy zu Kirk.

„Was werden wir nun tun?“ fragte er. „Wir alle müssen etwas riskieren“, erklärte der Captain. „McCoy und ich müssen glauben, daß Sie davon nicht berührt sind und daß das, was Sie sehen, real ist. Und Sie haben zu glauben, daß wir nicht Gebilde Ihrer Fieberphantasien sind.“

„Ich weiß aber nicht, ob er kräftig genug ist“, bemerkte McCoy und musterte des Vulkaniers blasses Gesicht.

Kirk stand auf. „Er wird es sein müssen“, erklärte er kurz und bündig. „Wir müssen hier weg, ehe wir den Willen zur Rückkehr auf unser Schiff verlieren, oder bevor wir denken, wir seien schon dort.“

„Moment noch.“ McCoy zog eine Spritze auf und schoß den Inhalt in Spocks Arm. „Das wird helfen“, meinte er.

Spock nickte. Er spürte sofort, daß die Droge in seinen Adern die Kräfte der inneren Reserve mobilisierte. Verflog die Wirkung, dann war er ausgepumpt, aber das spielte im Moment keine Rolle. Kirk half ihm aufstehen. Spock schaute in die Richtung, die sie vorher eingeschlagen hatten, und begann zu gehen. Kirk und McCoy folgten eng aufgeschlossen. Dann kamen sie am Boot an. McCoy streckte zögernd eine Hand aus und berührte das kalte, harte Metall. Er fühlte die feinen Schweißlinien der Platten, die Struktur der Farbe. Kirk nahm seinen Arm und zog ihn mit. Er selbst weigerte sich, das als wirklich anzuerkennen, was ersah.

Spock bemerkte das glitzernde Wasser voraus. Er blieb stehen und musterte es mißtrauisch. McCoy und Kirk folgten ihm nun wie Blinde, hatten schutzsuchend die Arme umeinandergelegt und stolperten so dahin. Kirk legte eine Hand auf Spocks Arm, griff fest zu und bildete so mit den beiden anderen eine feste Kette.

Spock führte sie durch ihre Illusionen, aber er wußte selbst nicht, ob nicht auch er durch seine eigenen Illusionen zu gehen hatte.

Am Rande des Waldes blieb er wieder stehen. Da war das Boot – ein düsterer Umriß in der Dunkelheit.

„Jim, sehen Sie's?“ fragte er.

„Ich weiß nicht recht“, antwortete Kirk wie betäubt. Spock sah McCoy an. Der Doktor war nicht in der Lage, eine Meinung zu äußern.

„Mir scheint“, sagte Spock laut, „daß dies, was diese Illusionen bewirkt, seine Opfer nicht entkommen lassen will.“

Wieder begann er zu gehen. Diesmal fiel das Gelände ein wenig zum Boot hin ab. Das Licht schien einladend aus der offenen

Luke. Spock schob erst Kirk, dann McCoy die Rampe hinauf. Innen schloß und verriegelte er sorgfältig die Luke und überlegte, ob dieser Schild den Illusionen der Menschen ein Ende bereiten würde oder nicht. Eine Weile saßen sie zusammengesunken in ihren Sitzen, bis Kirk den Vulkanier anschaute.

„Ist das nun wirklich?“ fragte er.

Spock nickte. „Das ist wirklich, Captain.“

Neugierig musterte ihn Kirk. „Woher wollen Sie das wissen?“

„Ich weiß es eben.“

Kirk verstand. Er vertraute Spocks Urteil. Aber er sah, daß der Vulkanier vor Erschöpfung kurz vor einem Kollaps stand. Er stand auf und trat zu ihm.

„Alles in Ordnung mit Ihnen?“ fragte er.

„Ja.“ Spock nickte dazu.

McCoy richtete sich nun auf, und Kirk sah ihn an. „Wir versuchen besser, möglichst schnell von hier wegzukommen und das Schiff zu erreichen.“ Dann griff er nach einem Schalter und legte ihn um. Der mittlere Fensterschild schob sich in den Rumpf. Hinter der Bleikristallscheibe sah Kirk eine ganze Stadt: schlanke, im Sternenlicht schimmernde Türme, breite gepflasterte Fußgängerstraßen, Luftwagen, die irgendwo aufgehängt zu sein schienen. Er ließ sich in den Kommandosessel zurückfallen.

„Ich kann nicht“, sagte er. „Auf mich wirkt es noch immer. Ich würde uns alle umbringen.“

Spock sah hinaus zu den Bäumen und zum still daliegenden See. „Ich werde das Boot fliegen“, sagte er und rutschte auf den Navigatorsitz.

Die Antriebsaggregate ließen das kleine Boot leise zittern.

Kirk klammerte sich an die Armstützen seines Sitzes, während das Boot über die Schwerkraft triumphierte und an Höhe gewann. In einem Farbenrausch aus Rot und Gold ging die Sonne auf, eingefäßt von Violett und Indigo, bis wieder die sternenbestückte Schwärze des Raumes folgte. Kirk lehnte sich zurück und versuchte sich zu entspannen. Der Einfluß, der den Planeten in

seinen Klauen hielt, konnte sie hier, jenseits von Atmosphäre und Schwerkraft, nicht mehr erreichen.

Spock ging, sobald sie den Orbit erreicht hatten, auf Automatik über und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. McCoy beugte sich besorgt über ihn.

„Er muß ausruhen. Dieser Schlag auf den Kopf hat ihm mehr zugesetzt, als er zugeben will. Ich sollte ihm wirklich ein Sedativ geben, damit er eine Weile schläft.“

„Nicht nötig“, antwortete Spock und rollte den Kopf vor und zurück. „Ich werde schon ausruhen, Doktor.“ McCoy gab sich mit diesem Versprechen zufrieden. „Kommen Sie aber wenigstens mit nach hinten, damit Sie’s bequemer haben“, schlug er vor. Spock stand auf und ging mit. Er war müde. Kirk beobachtete die Instrumente. Sie mußten, ehe sie das Starschiff erreichten, eine Stunde im Orbit bleiben.

McCoy kam zurück, nachdem er Spock gut untergebracht und mit einer Decke zugedeckt hatte, und setzte sich in den Navigationsstuhl.

„Dieser Planet sieht so schön aus“, sagte Kirk, ohne wegzuschauen, „und wie soll man da glauben, daß er dem Menschen so häßliche Dinge antun kann?“ McCoy hatte darauf keine Antwort. „Aber hier sind wir sicher“, fuhr Kirk fort. „Sind wir erst an Bord der Enterprise, finden wir schon eine Möglichkeit, die Crew zurückzuholen.“

„Ich glaube, dieses Ding ist viel mächtiger, als du annimmst“, meinte McCoy leise. „Und ich denke, es konnte sogar so weit ausgreifen, daß es Durban im Schiff tötete.“

Kirk starrte ihn entgeistert an. „Wie denn?“

„Das kann ich dir auch nicht genau sagen, aber wahrscheinlich mit Hilfe seiner eigenen Vorstellungskraft.“

Kirk fühlte, wie ihm der Mund trocken wurde. Er schaute wieder in diese wirbelnde Welt jenseits des Fensters hinaus, damit der Arzt die Angst in seinen Augen nicht sehen konnte. Denn



wenn dieser Einfluß sogar das Schiff erreichen konnte, war nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen, daß etwas real war.

Aber McCoy erriet oder las seine Gedanken. „Wenn wir zum Beispiel denken, wir hätten angedockt, dann könnten wir die Luke öffnen – und im Raum ersticken.“

Kirk schaute über die Schulter zurück zu Spock. Er atmete ruhig und schien zu schlafen. Wieder wußte McCoy, was der Captain dachte.

„Wir können uns nicht immer auf seinen Geist verlassen, Jim. Er steht jetzt unter großem Druck. Dieser Einfluß wird sich später wahrscheinlich auf ihn auswirken. Von wann ab können wir ihm nicht mehr vertrauen? Und wem vertrauen wir dann?“

„Wir müssen unbedingt ins Schiff kommen und etwas planen, ehe wir alle völlig zusammenbrechen. Hoffentlich hat Scotty inzwischen die Transporter repariert.“

„Vielleicht hat denen gar nichts gefehlt. Wir sollten nur denken, sie seien nicht in Ordnung. Also wieder eine Massenhalluzination.“

Ein großer silberner Stern erschien nun im Fenster hinter der Spitze des Halbmondes. Der Stern wurde rasch größer und nahm eine vertraute, beruhigende Form an. Kirk studierte die Instrumente. Die Sensoren zeigten richtig an, und die Daten der Ortungsinstrumente deckten sich mit den ihren. Aber konnte er ihnen vertrauen?

„Wir müssen Spock holen“, sagte er.

„Ist das vielleicht ein Befehl?“ knurrte McCoy.

„Aber Doktor!“ rief Kirk verblüfft. „Der Mann ist doch krank, Jim. Ich halte ihn für absolut dienstunfähig.“

„Und was ist mit uns? Wissen wir, daß der Stern vor uns wirklich die Enterprise ist und keine Illusion? Wie soll ich feststellen, daß die Instrumente tatsächlich die richtigen Daten liefern?“

„Du bist doch der Captain“, sagte McCoy ungerührt. „Auf einen kranken Mann darfst du dich nicht verlassen.“

Kirk wußte nicht recht, was er tun sollte, aber er mußte zu einer Entscheidung kommen. Er griff nach dem Radio. „Kirk an Enterprise.“

„Enterprise hier, Sir“, erwiderte Scott sofort.

„Vorbereiten zur Aufnahme des Bootes, Mr. Scott. Wir nähern uns dem Schiff über dem Stern.“

„Jawohl, Sir. Hangardeck wird freigemacht und zur Aufnahme des Bootes vorbereitet. Wir haben lange nichts von Ihnen gehört, Sir. Haben Sie Mr. Spock gefunden?“

„Ich hatte zu vieles zu überlegen, als daß ich das Schiff hätte anrufen können, Scotty“, sagte Kirk und bemühte sich um einen leichten Ton. „Ja, wir haben Spock. Er bekam einen Schlag auf den Kopf.“

„Ich lasse sofort eine ärztliche Gruppe heraufkommen. Haben Sie herausgefunden, was mit der Crew los ist?“

„Wir haben einige Theorien, Scotty. Ist an Bord etwas Merkwürdiges vorgekommen, seit wir weg sind?“

„Nein, Sir. Die Reparaturen an den Transportern sind nahezu fertig.“

„Gut.“ Kirk warf McCoy einen zweifelnden Blick zu.

„Wir öffnen jetzt die Hangartore für Sie, Sir.“

Im Heck des Starschiffs öffnete sich ein heller, senkrechter Schlitz, der sich langsam verbreiterte. Die riesige Kammer dahinter war hell erleuchtet. Landefackeln markierten die Gleiter am Boden und den Landekreis. Kirk senkte die Nase des Bootes und kam auf gleiche Höhe mit dem ersten Lichterpaar.

„Ich komme zur Landung herein, Scotty“, sagte Kirk.

Statik knisterte und krachte. Kirk runzelte die Stirn, aber seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf das genaue Einfahren des Bootes. Das Starschiff lag bäuchlings unter ihnen, eine Stadt mit Silberpylonen. Kirk tat das Herz weh, als er sie sah. Wie schön sie doch war, seine Enterprise! Er bewunderte die klaren Linien. Sie war eine Persönlichkeit, und Weiblichkeit strahlte von ihr aus.

Während er sie so voll Zärtlichkeit betrachtete, erfuhr das Starschiff eine merkwürdige Veränderung. Die Hülle verlor ihren Silberglanz und begann in einem trüben Goldton zu glühen. Kirk sah das entsetzt, und seine Hand krampfte sich um die Instrumente. Der goldene Glanz wurde heller, über die Rumpfpfatten tanzten die Flämmchen elektrischer Entladungen. Das Schiff schien von einem flammenlosen Feuer aufgefressen zu werden, von einer Hölle lebhaften, kalten Lichtes, und das Boot segelte direkt in die Vernichtung, in das verzehrende Feuer.

McCoy war ebenso Zeuge dieser entsetzlichen Transformation des Starschiffs. „Jim!“ schrie er nach einem Moment starrer Sprachlosigkeit. „Um Himmels willen, bring uns hier weg, sonst tötest du uns alle!“

Kirk sagte nichts. Sein Mund war eine harte Linie, und seine Augen starrten die noch sichtbare Landeplattform an. Die glühende goldene Hülle wollte er nicht sehen. Er stemmte sich gegen das heftige Zittern, das die ganze Bootsstruktur erschütterte und gab vor, es nicht zu bemerken.

Ein Teil seines Geistes schrie. Die Enterprise brannte von innen her, wurde von tödlicher Strahlung zerstört. Es war Wahnsinn, das Boot hineinzubringen, es war Selbstmord!

McCoy sprang auf. Sein Schrei war das Echo aus Kirks Geist. „Jim! Das Schiff ist tot! Bring uns weg!“

„Nein“, knurrte Kirk. „Es ist eine Illusion, und sie darf nicht gewinnen!“

„Wie soll das eine Illusion sein?“ schrie McCoy. „Wir sehen doch beide, was da los ist!“ Er beugte sich über Kirk, griff nach den Instrumenten und wollte etwas tun, um das Boot wieder in die Höhe zu ziehen. Kirk stieß ihn weg.

Die offene Landeluke und die strahlenden Lichter füllten nun das ganze Fenster aus – und das Glühen des strahlenden Schiffsrumpfes. Diesen Eindruck schob Kirk von sich. Die Enterprise war so, wie sie immer gewesen war. Alles andere war eine Täuschung. Das wußte er, und er wollte es glauben. Die

Landelichter glitten unter dem Boot vorbei; da war auch der Landekreis. Kirk stellte die Instrumente auf Landung. Das grell erleuchtete Deck kam ihm entgegen. Es gab einen sanften Stoß, mehr nicht. Dann lehnte sich Kirk auf seine Arme und schloß die Augen.



Scott musterte ihn besorgt. „Sir, geht es Ihnen auch wirklich gut?“ fragte er.

„Mir geht es gut. Was ist mit Spock und McCoy?“

„Die haben sich beide die Köpfe angeschlagen. Ich muß schon sagen, es war die härteste Landung, die ich je gesehen habe. Für einen Moment dachte ich schon, Sie fliegen direkt durch das Deck.“

Kirk gelang sogar ein Lächeln. „Scotty, wieviele Leute haben wir noch oben?“

„Zweiundfünfzig, Sir“, antwortete Scott prompt. „Und da sind Sie, Mr. Spock und Dr. McCoy schon dabei.“

Spock gab zu bedenken: „Wie soll die Enterprise mit einer so niedrigen Besatzung in den Warpflug gehen? Das wäre nicht nur ungeheuer hart für die Besatzung, sondern eine große Gefahr.“

„Mr. Spock versteht die Sache richtig“, stellte Scott kühn fest. „Meiner Meinung nach haben wir kaum Aussicht, die Starbasis lebend zu erreichen. Das Schiff kann sich doch nicht selbst fliegen.“

Kirk nickte müde. „Das weiß ich auch, Scotty, aber wir müssen etwas tun. Bleiben wir hier, kommen wir vielleicht oder wahrscheinlich später alle unter den Einfluß dieser Sache, was immer es auch sein mag. Und dann können wir keinem mehr helfen. Wenn wir aber versuchen...“

„Ich möchte nur wissen, was das für ein Teufel ist“, murmelte McCoy.

Spock sah ihn an. „Ich glaube, es hat mit den Seglern zu tun.“

„Den Seglern?“

„Ich habe bemerkt, daß sie immer in der Nähe sind, wenn diese Halluzinationen beginnen.“

„Das ist richtig“, pflichtete ihm Kirk bei. „Durban starb im Labor, und in einem dieser Behälter ist ein Segler. Es ist möglich, daß sie eine gewisse Form von Intelligenz besitzen.“

Spock schüttelte den Kopf. „Das bezweifle ich, Captain. Intelligenz erfordert eine gewisse Gehirnmenge. Die Gehirngröße des Seglers liegt aber weit unter dieser angenommenen Norm.“

„Wir müssen es trotzdem versuchen“, sagte Kirk und ging zum Labor.



Der Segler sah durch das Glasgitter des Behälters mit zwei hellen, bernsteinfarbenen Augen zu ihnen hinaus. Er hatte ein flaches, pelziges Gesicht, einen faltbaren, wurstförmigen Körper, der ebenfalls mit Pelz bedeckt war, und Füße mit drei Zehen. An jedem Zeh befand sich eine scharfe, gebogene Greifklaue. Kirk musterte den Segler und fühlte sich ziemlich töricht, wenn er daran dachte, daß er mit diesem Wesen Höflichkeiten austauschen sollte. Seine Offiziere hatten sich um ihn versammelt und lauschten voll ernster Aufmerksamkeit – wie auch der Segler, obwohl er keinen wahrnehmbaren Versuch zu einer Antwort machte.

Schließlich richtete sich Kirk wieder auf und legte eine Hand auf seinen schmerzenden Hinterkopf.

„Das taugt nichts“, meinte er enttäuscht. „Ich denke, Sie haben recht, Mr. Spock. Der Segler zeigt keine Spur von Intelligenz.“

„Und er hat auch, seit wir hier sind, nicht auf unseren Geist eingewirkt, obwohl er eine ideale Gelegenheit hatte, das gesamte Kommandopersonal des Schiffes zu beeinflussen“, bemerkte

Spock. „Wenn Sie erlauben, bitte.“ Er trat zum Behälter und griff hinein; er packte das Wesen direkt am Kopf. Für einen Moment umwölkten sich seine Augen. Dann trat er zurück. Kirk sah ihn gespannt an. Spock schüttelte den Kopf.

„Na, schön“, meinte Kirk. „Je eher wir hier wegkommen, desto weniger werden wir beeinflusst, desto wahrscheinlicher ist es, daß wir die Reise überleben. Mr. Scott, Sie übernehmen den Maschinenraum. Mr. Spock, Sie gehen zur Hilfskontrolle und lassen alles über die Brücke laufen. Von dort aus wird alles geleitet. Dr. McCoy, jeder bekommt eine stimulierende Injektion.“

„Jim, ich kann nicht...“ Aber McCoys Einwand wurde nicht mehr gehört, den Kirk war schon unterwegs zur Brücke.



Sie war voll besetzt. Kirk konnte es kaum glauben. Erstaunt schaute er sich um, und dann erfaßte ihn große Freude. Seine Leute waren von dem fremden, verhängnisvollen Einfluß befreit. Schließlich hatte sich sein höfliches Gespräch mit dem Segler im Labor doch ausgewirkt. Das Wesen hatte Kontakt mit seinen Artgenossen aufgenommen, und die Crew war frei zurückgekommen. Er rannte die Stufen hinab zum Ruder.

„Mr. Burnhard, setzen Sie Kurs zur Starbasis Fünfzehn. Leutnant Jones...“

„Captain?“ fragte Spock von der Lifttür her.

Kirk drehte sich strahlend zu ihm um und breitete die Arme aus. „Ist schon gut, Mr. Spock, alles in schönster Ordnung! Die Mannschaft ist zurückgekehrt.“

Spock lief ihm entgegen. Sein Gesicht drückte große Besorgnis aus. Er schaute sich auf der Brücke um. Nichts. „Jim...“ Er nahm Kirk fest am Arm. „Das meinen Sie nur. Sie sind nicht hier. Wirklich nicht.“

Das Lächeln verschwand von Kirks Gesicht. Ungläubig schaute er sich um. Er konnte seine Crew sehen. Er konnte ihre Stimmen hören. Tina Jones stand neben ihm, und er roch ihr Parfüm, konnte über ihr weiches Haar streichen. Er schaute Spock an und schüttelte den Kopf.

„Mr. Spock, sie sind doch alle da! Der Segler ließ sie gehen. Jetzt können wir bleiben und den Landurlaub...“

„Captain!“ Spock schüttelte ihn so heftig, das seine Zähne aufeinanderschlugen. „Das ist nur eine Illusion, nichts als eine Illusion!“

Kirk schüttelte den Kopf. Er glaubte es nicht. Er wollte es nicht glauben.

„Jim, habe ich Sie je angelogen?“ fragte Spock beschwörend. „Glauben Sie mir dieses eine Mal, bitte!“

Kirk schaute in die dunklen, rätselhaften Augen. Der Vulkanier schien ihm in die Seele zu blicken, und die Bande zwischen den beiden Männern strafften sich. Kirk glaubte ihm. Er ließ Spock gehen. Aber Kirk mußte nach der Lehne des Kommandosessels greifen. Die Lifttüren öffneten sich, und McCoy betrat die Brücke. Sulu, Uhura und ein Mann von Scotts Abteilung folgten ihm.

McCoy schaute von Kirk zu Spock und fühlte, daß hier etwas sehr Bedeutsames vorging. „Was ist los?“ fragte er. „Jim, fehlt dir was?“

„Der Captain ist ganz in Ordnung, vielen Dank, Doktor“, antwortete Spock förmlich. „Er wünscht, diesen Ort schnellstens zu verlassen.“

„Ich denke, das wünschen wir alle“, entgegnete McCoy ungehalten, ging die Stufen hinab und musterte Kirk. „Jim, ist wirklich alles in Ordnung mit dir?“

Kirk ließ sich auf den Kommandostuhl fallen und nickte. „Gib mir nur diese Injektion, Bones“, bat er.

Spock begab sich zur Computerstation, während McCoy Kirks Wunsch erfüllte.

„Mr. Spock“, sagte Kirk müde, „legen Sie Kurs zur Starbasis Fünfzehn.“

Spock griff nach dem Computer, dann zögerte er. In den Tiefen seiner Augen funkelte etwas. Sein Gesicht drückte etwas sehr Intensives aus, vielleicht eine dämmernde Freude.

Kirk musterte ihn besorgt. „Mr. Spock?“

„Jim“, flüsterte Spock, „warum müssen wir hier weg? Wir können bleiben. Nur Sie und ich. Wir brauchen doch die anderen nicht.“

„Jetzt hat er den Kopf verloren“, brummte McCoy. „Er ist übergeschnappt.“

„Nein. Das Ding hat ihn nur endlich auch bekommen“, sagte Kirk und verließ den Kommandosessel. „Es bietet ihm etwas an...“ Da wurde ihm klar, daß er zuviel verriet. Er ließ McCoy stehen und ging zu Spock.

„Spock!“

„Wir können zum Planeten hinabgehen“, erklärte er ganz vernünftig. „Und dort können wir immer zusammen sein.“

Kirk zog ihn in die Höhe und schüttelte ihn. „Werden Sie vernünftig“, herrschte er ihn an.

Spock schüttelte verwirrt den Kopf. Kirk schlug ihm zwei-, dreimal ins Gesicht. Ein dünner Blutfaden lief dem Vulkanier aus einem Mundwinkel. Er senkte die Augen und schüttelte erneut den Kopf. Kirk ließ ihn los, und Spock legte eine Hand auf die Computerkonsole, um Halt zu finden.

„Es tut mir leid“, murmelte er so leise, daß nur Kirk es hören konnte. Kirk berührte seinen Arm und drehte sich zur neugierigen Crew um.

„Wir haben zu arbeiten“, sagte er. „Fangen wir an damit.“

„Jim, Spock hat von Gehirnmasse gesprochen“, sagte McCoy scharf. „Was dann, wenn es eine zusammengesetzte Gehirnmasse ist? Wenn alle Einheiten sich zusammenschließen und als eine handeln?“



„Nein, Bones.“ Kirk schüttelte den Kopf. „Gäbe es hier überhaupt eine Intelligenz, dann hätte Spock sie gefühlt, als er seinen Geist mit dem der Kreatur verschmolz.“

„Oh...“, meinte McCoy enttäuscht. Dann herrschte eine Weile Schweigen.

„Captain, der Doktor könnte recht haben“, sagte Spock leise.

Kirk drehte sich zu ihm um. „Wie denn?“

„Es kann ein Massengehirn sein. Euer Planet hat etwas Ähnliches. Ameisen, Bienen und dergleichen. Das kommt auch auf meinem Planeten vor. Kreaturen, die als Einzelwesen ohne Intelligenz sind, aber doch als Massenintelligenz zum Wohl des Ganzen handeln. Es könnte sein, daß wir unsere Gedanken an die falsche Spezies gerichtet haben.“

Kirk zog die Brauen hoch. „Wenn es nicht die Segler sind, was dann?“

„Solche Intelligenzen kommen nur bei Insektenvölkern vor“, erklärte Spock. „Der Segler ist ein warmblütiger Eierleger.“

„Insekten?“ Kirk musterte ihn verblüfft. „Welche Insekten?“

„Natürlich!“ schrie McCoy. „Diese Schmetterlinge! Sie sind überall dort unten.“

„Ja, richtig“, bestätigte Spock. „Wir haben schon festgestellt, daß sie in Gemeinschaften leben, daß sie individuelle Zeichnungen haben, daß sie in so großer Zahl vorhanden sind, so daß sie als die dominierende Spezies dieses Planeten gelten können.“

Kirk sah erst Spock, dann McCoy an. „Gut. Das müssen wir herausfinden.“



Der erwürgte Durban hatte eine große Anzahl von Schmetterlingen in seiner Kollektion gehabt. Spock griff in den Behälter hinein, und bald saß eine dieser winzigen, graziösen

Kreaturen auf seinem Finger. Das Tierchen blieb dort sitzen und breitete seine scharlachroten Flügel aus. Spock berührte mit dem Zeigefinger der anderen Hand sehr zart den kleinen Kopf. Das Tierchen blieb ruhig, dann schloß es die Augen.

\*

„Sie wollen uns nichts Böses“, berichtete er Kirk eine Weile später, als sie beobachteten, wie sich das Schiff allmählich mit den vermißten Mannschaftsangehörigen füllte. „Was wir erlebten, war nur ein Überschuß an gestreuten Gehirnwellen ihrer Gemeinschaft. Sie existieren nur, um ihre Träume auszuleben.“

„Schmetterlinge“, sagte McCoy verächtlich. „Wer hätte das gedacht, daß Schmetterlinge irgendwo eine dominierende Spezies sein könnten?“

„Vielleicht ist es nicht immer so, Doktor“, meinte Spock. „Sie sind eine wenig widerstandsfähige Spezies, aber auf diesem Planeten gibt es einige vielversprechende Typen, die sich vielleicht einmal soweit entwickeln, daß sie den Platz der Schmetterlinge einnehmen können, etwa so, wie einst die Dinosaurier von anderen irdischen Spezies’ ersetzt wurden.“

„Jede andere Art wäre gegenüber den Schmetterlingen eine Verbesserung“, sagte McCoy.

Spock hob dazu eine Braue. „Ich möchte wissen, ob die Dinosaurier mit Ihnen übereinstimmen würden, Doktor“, sagte er leise.

McCoy funkelte ihn an.

Scott schob den Kopf durch den Türspalt des Transporterraums. „Alles an Bord, Sir. Soll ich jetzt den Transporter schließen?“

„Ich denke, Mr. Spock hat etwas hinabzuschicken“, sagte Kirk.

Spock bückte sich, hob den Behälter mit den Schmetterlingen auf und trug ihn in den Transporterraum. McCoy schaute ihm mißbilligend zu.

„Nein, wahrlich, Dinosaurier“, knurrte er. „Jim, was hat er auf der Brücke über dich und sich selbst gesagt?“

Kirk schaute ihn nicht an, als er zum Lift ging. „Ich denke, Bones, du hast doch gesagt, er sei jetzt übergeschnappt, nicht wahr?“

## Die Geist-Filter

Er schien einen langen, steilen Hang zu erklettern. In weiter Ferne sah er ein schwaches Licht. Er stolperte. Wo ging er eigentlich? Auf einer Straße, einem Pfad, oder befand er sich auf einem Deck? Der Boden unter seinen Füßen schien hart und glatt zu sein. Er ging weiter. Das Licht wurde heller. Eine Ecke.

Eine Stimme, die Gefahr bedeutete. Unmittelbar vor der Ecke blieb er stehen. Vorsicht, Gefahr!

Eine harte, grobe Stimme: „Einmal muß er ja da ‘rauskommen.“ Und eine andere: „Ja, er wird Hunger kriegen...“

Hunger... Essen... Ja, das war es. Aber: Gefahr! Gefahr...

Er drückte sich an die Wand. Überwältigende Angst packte ihn. Seine Beine begannen zu zittern, und er wimmerte. Eine Hand bedeckte den Mund. Ruhig. Sei still. Gefahr!

Die Schritte entfernten sich. Die Angst ließ nach. Vorsichtig schob er sich weiter zur Ecke. Herumschlüpfen... Leere Halle; das Licht ist heller, stammt von einer Kugel, die an einem Draht hängt, und läßt braune, schmutzige Wände mit abblätternder Farbe und einen braunen, schmutzigen Boden erkennen; und eine Tür.

Vorsicht – Falle? Ein runder Türknopf. Er griff danach und zog die Hand wieder zurück. Die Tür blieb offen. Er versetzte ihr einen Stoß. Sie schwang leicht – und schlug zu! Lärm. Gefahr.

Seine Knie begannen wieder zu zittern. Schnell zog er sich hinter die Ecke zurück. Er sank in sich zusammen und zog die Knie fest an die Brust.

Dann... Schritte. Sie kamen auf ihn zu. Verstecken, verstecken! Er legte die Arme um seinen Kopf und machte sich noch kleiner. Ein Schrei kam jetzt aus seiner Kehle: „Hilfe! Hilfe, bitte!“

Eine Stimme; anders diesmal: „Ich komme schon... Warte dort!“

Die Schritte bogen um die Ecke und hielten neben ihm an. Eine Hand... Wirklich? Angst... Etwas berührte leicht seinen Arm. Dann war wieder die sanfte, mitfühlende Stimme: „Oh, Jimmy, ich machte mir solche Sorgen. Warum bist du weggelaufen?“

Die Angst ließ nach. Langsam entspannte er sich, schaute hoch, glatte Beine sah er, ein weißes Kleid; Arme, die sich ihm entgegenstreckten; Haar, das ein lächelndes Gesicht einrahmte. Gefahr? Unwirklich? Eine Falle? Wimmern...

„Nein, Jimmy, nein... Nicht weinen. Ist schon gut. Ich bin Jan. Du erinnerst dich doch? Jan. Komm, nimm meine Hand.“

Jan? Jan war... sanft, lieb... Sie würde helfen. Langsam streckte er die Hand aus und griff nach der ihren.

„So ist's gut, Jimmy... Du erinnerst dich also. Komm jetzt. Steh auf. Du mußt hungrig sein.“

Hungrig? Ja.

Allmählich richtete er sich an der Wand auf.

„Gut, Jimmy, gut! Das ist fein, Jimmy. Komm, wir suchen etwas zu essen für dich.“ Sie zog ihn an der Hand mit sich, zur Ecke... Gefahr...

Er versteifte sich und stemmte sich ein. Er riß sie aus dem Gleichgewicht; sie stolperte und fiel. Er griff nach ihr, hielt sie an den Schultern fest; sehr sanft und liebevoll. Sie war weich und lieb, ein Mädchen; nein, eine Frau. Ihre Augen waren groß, und die Brauen schienen leicht gerunzelt zu sein...

„Jimmy? Laß mich jetzt los, Jimmy.“

„Nein, ich... möchte... möchte...“

„Was willst du, Jimmy?“

„Ich... möchte...“ Was wollte er eigentlich? Ganz tief in ihm tauchte etwas Vertrautes auf eine Wärme...

„He, was tut er denn da?“ Schreie, rohe Hände, die nach ihm griffen. „Weg, du Irrer!“ Ein Schlag an den Kopf. Gefahr. Gefahr... „Halt, Frank, halt! Bitte nicht!“

„Warum? Der ist doch verrückt... Was glauben Sie denn? Warum haben Sie ihn so nahe an sich ‘rankommen lassen?’“ Grobe Hände rissen ihn los und schleuderten ihn um die Ecke.

„He, Fred, da ist unser Supermann!“

Wieder packten ihn brutale Hände und schleuderten ihn an die Wand.

„Nicht, bitte! Laßt ihn doch in Ruhe. Er hat mir wirklich nichts tun wollen“, sagte die Frauenstimme.

Etwas wurde über ihn geworfen, man zerrte an seinen Armen, zwängte sie in Ärmel und verdrehte sie. Dann wirbelte man ihn herum und schleuderte ihn wieder an die Wand. Er zuckte vor Schmerz zurück.

„Bleib stehen! Dich werden wir lehren, deine dreckigen Pfoten von Pflegerinnen fernzuhalten!“ wurde er angebrüllt.

„Frank, er wollte mir doch gar nichts tun. Ich bin gestolpert, und er wollte mich auffangen. Bitte, zwingt ihm doch nicht dieses schreckliche Zeug auf!“

„Wollen Sie mir Vorschriften machen, was ich zu tun habe, Miß Hamlin? Ich hab Sie schon öfter bei dem Burschen gesehen, immer so fürsorglich, was?“ höhnte er. „He, Fred, zieh mal diese Riemen strammer an. Oder soll er dir wieder auskommen?“ Man zerrte ihm die Arme auf den Rücken und band sie fest. Er wehrte sich verzweifelt und schrie vor Entsetzen.

„Frank, ich werde Sie melden! Dr. Wright wird erfahren, wie...“

„Nein, Süße, das werden Sie nicht tun. Ich sage ihm nämlich sonst, daß ich Sie dabei erwischt habe, wie Sie’s mit dem... Supermann getrieben haben. Jetzt schaut er nicht mehr so hübsch aus, was? Erzählen Sie’s dem Wright nur, dann bin ich das nächste Mal ganz bestimmt nicht mehr so sanft mit ihm. Fred, komm jetzt. Wir schaffen ihn dorthin, wohin er gehört.“

Wie aus großer Entfernung spürte er, daß man ihn an den Riemen, mit denen man ihn verschnürt hatte, mitschleifte; eine Tür wurde geöffnet, grelles Licht blendete ihn, und er wurde in

einen Raum gestoßen. Sein Kopf schlug hart auf, dann kamen Dunkelheit und Schmerz. „Hilfe, Hilfe!“ hörte er sich schreien. „Hilfe! Spock, Hilfe, Sp...“

Dann Stille. Er blinzelte; er sah das Bett, eine graue Matraze, ein zerknülltes Laken. Es gelang ihm, die Beine unter sich zu ziehen und sich an der Wand entlang in die Höhe zu schieben. Er taumelte und stürzte, diesmal aber auf das Bett.

„Wasser... bitte, Wasser... Spock?“ Seine Stimme kam als Echo zurück. Dann wieder Stille. „Hilfe... Hilfe, bitte! Spock?“ Nein, nicht Spock. Jan? Sie sagte, sie würde helfen... „Jan!“ schrie er. „Jan, wo bist du?“

Klirrender Lärm. Wieder diese Rohlinge? Gefahr. Verstecken...

„Jimmy...?“ Die sanfte Stimme. „Jimmy, ich bin da...“ Eine weiße Gestalt, die ihm entgegenlief. Er öffnete den Mund zu einem Schrei. „Nein, Jimmy, nein. Ich tu dir doch nichts. Ich bin doch Jan.“ Weiche Hände strichen ihm über das Gesicht, über das Haar. „Jimmy, es tut mir so leid, daß sie so brutal waren.“ Blaue Augen, tränenfeuchte Augen.“ Eine kühle, weiche Feuchtigkeit an seiner Wange. Wasser? Weiches, nasses Zeug an seinem Gesicht...

Scharfer Schmerz... „Tut weh...“

„Seht, Jimmy, laß mich dein Gesicht säubern. Es blutet und ist ganz zerschrammt... Nein, Jan tut dir nicht weh. Seht...“ Der Schmerz ließ nach, hörte auf, damit auch – fast die Angst.

Die Angst wurde von einem aufkeimenden Gedanken ersetzt.

„Jan?“

„Ja, da bin ich doch, Jimmy. Komm, setz dich auf. Dann kann ich dir diese Riemen abnehmen.“

„Wo, Jan? Wo?“

Sie sah ihn an und bemerkte, daß sein Gesichtsausdruck anders war als sonst. Erkannte sie einen Schimmer von Intelligenz in seinen Augen?

„Wo was, Jimmy?“ fragte sie sanft. Seit sechs Monaten war er nun hier, und zum erstenmal schien sich in ihm etwas zu verändern.

„Wo bin ich?“

„Das ist ein... Krankenhaus, Jimmy. Du warst sehr krank. Ich bin eine Krankenschwester und pflege dich.“ Sie sprach sehr langsam und deutlich.

Er zog die Stirn in Falten und schüttelte den Kopf, dann schaute er wieder in die Augen. „Krank? Wieso bin ich krank?“

„Es ist dein Geist, Jimmy“, antwortete sie leise.

„Nein, nein, nein!“ Er versuchte, sich aufzurichten, konnte es aber nicht, da seine Hände noch immer gefesselt waren. Er ließ sich zurückfallen und warf den Kopf von einer Seite zur anderen. Tränen quollen ihm unter den zusammengekniffenen Lidern hervor. „Nein, nur das nicht!“ schrie er.

Fieberhaft dachte Jan nach. Er wußte also, was dies zu bedeuten hatte! Zum erstenmal hatte eine Idee in seinem Geist Fuß fassen können. Er wußte, was es hieß, einen kranken Geist zu haben...

„Jimmy, komm, laß dir diese gräßliche Jacke ausziehen.“

Sie half ihm, so daß er auf der Bettkante sitzen konnte. Geschickt löste sie die Riemen, zog ihm die Zwangsjacke aus und warf sie angewidert auf den Boden. Er schaute sie an und rieb sich die Hände. Das Schluchzen ließ nach. Er schüttelte den Kopf und strich sich mit einer Hand über das Gesicht, als wollte er Spinnweben wegwischen. Und dann spielte die winzige Andeutung eines Lächelns um seine Mundwinkel.

„Danke“, sagte er.

Eine erregende Hoffnung erfüllte Jan. Ja, das war eine Wendung! Seltsam, wie sie sich zu diesem Mann hingezogen fühlte.

Sie dachte an den Tag seiner Einlieferung vor sechs Monaten zurück. Sie war gerade im Aufnahmebüro, als zwei Polizisten einen Mann hereinschleppten, der angstvoll um sich schlug, weinte und schrie. Pfleger kamen mit einer Zwangsjacke



herbeigerannt, man verpaßte ihm eine gehörige Dosis eines Beruhigungsmittels, und dann sackte er in einem Sessel zusammen.

„Wer ist der Mann?“ war die Polizeigefragt worden.

„Das wissen wir nicht. Wir sahen ihn nahe der Stadtgrenze in einem Hintergäßchen herumtaumeln.“

„Was hat er denn da an?“

„So was habe ich auch noch nicht gesehen. Gelbes Hemd mit Insignien, sieht ganz so aus, als war's irgendein Sportverein oder so. Merkwürdiges Material, dieses Hemd. Er war furchtbar schmutzig. Muß oft hingefallen sein.“

„Irgendwelche Ausweise oder so?“

„Nichts. Wir werden die Abteilung VERMISSTE verständigen. Vielleicht hat schon jemand nach ihm gefragt...“ Die Polizisten gingen wenig später.

Man nahm den Mann auf, packte seine merkwürdige Kleidung weg, die Ärzte untersuchten ihn und stellten fest, daß er etwa Mitte dreißig und körperlich anscheinend völlig gesund war.

Man registrierte ihn als Joe Doe, denn die paar Worte, die er murmelte oder schrie, waren amerikanisches Englisch, und dann unterzog man ihn einer eingehenden Behandlung.

Niemand fragte nach ihm, niemand besuchte ihn, und seine Fingerabdrücke waren nirgends registriert.

Sie war froh, daß dieser Fremde in ihren Flügel des riesigen Krankenhauses kam. Etwas an ihm zog sie an. Befand er sich nicht in seiner rasenden Periode, stand er meistens am vergitterten Fenster und schaute zum Himmel hinauf.

Eines Tages, als er so dastand, blieb sie neben ihm stehen und sagte zu ihm „John“. Er drehte sich zu ihr um, schaute sie an und antwortete sehr klar „James“.

Der Name schien ein Signal zu sein, denn er wurde sofort sehr heftig. Seit dieser Zeit war er, mit Ausnahmen einiger unzusammenhängender Momente, wieder in die Grube des Entsetzens zurückgefallen, die ihn festzuhalten schien. Manchmal

wimmerte und weinte er wie ein kleines Kind. Er hatte alle Tests durchlaufen. Ein Doktor schwor, es sei Schizophrenie, ein anderer hielt ihn für manisch-depressiv, aber keine solche Überlegung führte zu etwas. Sie wußten einfach gar nichts. Nachdem Jan ihnen von seiner Reaktion erzählt hatte, änderten sie seinen Namen in James Doe ab, aber darüber hinaus war nichts zu machen. Außer Jan Hamlin kümmerte sich niemand um ihn. In ihrer spärlichen Zeit tat sie für ihn, was ihr möglich war.

Als sie an diesem Tag ihren Dienst angetreten hatte, bekam sie zu hören, daß ihr „Schützling“ in den Keller des Krankenhauses entkommen sei. Man hatte sie schon oft mit diesem „Supermann“ und ihrer Schwäche für ihn geneckt; die Wärter nannten ihn so wegen seiner Kraft und der merkwürdigen Kleider, in denen er angekommen war.

Die grobe Behandlung, der man ihn unterzog, war üblich, nicht aber die besondere Fürsorge, die ihm Jan Hamlin zukommen ließ.

Und nun, nach all dieser Zeit, endlich ein Wort des Verstehens, dieses „Danke“.

Jan lächelte glücklich. „Jimmy, das ist doch gerne geschehen.“

„Jim“, berichtigte er sie und sah sie dabei scharf an.

Sie hielt den Atem an, als sie an das erste Mal dachte.

Er runzelte die Stirn. „Jim“, wiederholte er. „Ja, Jim. Nicht Jimmy...“ Er lächelte.

„Jim und was noch?“ drängte sie.

„Jim... Ich... ich weiß nicht. Nur Jim“, antwortete er und musterte sie besorgt. Sie sah Tränen in seinen Augen.

„Ist schon gut, Jim“, beeilte sie sich zu sagen. „Komm, ich bringe dich zum Speisesaal. Es ist noch Abendessenszeit.“ Sie nahm seine Hand und zog ihn in die Höhe.

An der Tür zum Speisesaal blieb er stehen und sah sich erschreckt um. Das Geschirrkloppern ängstigte ihn. Er klammerte sich fest an ihre Hand, so daß es sie schmerzte.

„Alles ist gut, Jim“, redete sie ihm zu. „Komm, wir holen dein Essen.“

Es widerte sie an, was man den Patienten gab, einen häßlichen, farb- und geschmacklosen, unappetitlichen Brei, von dem man nicht mehr wußte, woraus er bestand. Sie seufzte und nahm den verbeulten Löffel.

„Nein“, sagte Jim. „Ich... kann selbst.“

Sie lehnte sich zurück und sah Jim zu, der den Löffel nahm, ihn in die graue Masse tauchte und zu essen begann. Ruhig saß sie neben ihm, und eine winzige Hoffnung keimte wieder in ihr auf. An diesen Wandel in ihm vermochte sie kaum zu glauben.

Sie brachte ihm Kaffee. Er nahm die Tasse und nippte daran. Ein Lächeln erhellte sein Gesicht. „Gut“, sagte er. „So mag ich ihn. Du hast den Selektor genau richtig programmiert, Jan.“

„Ich... was, Jim?“ fragte sie.

„Ich sagte, du hast den Selektor so programmiert, wie ich meinen Kaffee gerne mag.“ Und diesmal nahm er einen großen Schluck.

„Oh, ja...“ Sie war verwirrt. Programmiert? Selektor? Seltsame Ideen. Programmiert? So etwas tat ein Computer. Aber Selektor?

„Jim, was ist ein...“ In der Halle schrillte eine Glocke, die das Ende der Besuchszeit ankündigte. Jan mochte diese Alarme nicht, denn sie erschrak jedesmal, wenn sie sah, wie ihre Patienten davor Angst hatten.

Neben ihr krachte etwas zu Boden. Jan sah sich um und erblickte Jim neben seinem umgestürzten Stuhl. Seine Lippen bewegten sich. „Roter Alarm“, sagte er und ging eilig zur Tür, rannte aber nicht.

Jan holte ihn an der Tür ein. Er schaute die Halle auf und ab. „Wo ist er denn?“ fragte er sie, als Jan neben ihm stand.

„Wo ist was?“ wollte sie wissen.

„Der Turbolift. Wohin?“ Diese Frage klang knapp und geschäftsmäßig.

„Jim, wir haben hier keinen Turbolift“, antwortete sie.

„Da muß einer sein.“ Er schritt energisch aus. Sie hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten. „Ich muß dorthin! Es ist Roter Alarm, und man braucht mich dort“

Und da hörte das Schrillen auf. Er tat noch ein paar Schritte, blieb stehen und drehte sich zu Jan um. „Der Alarm hört auf. Was ist da los? Wo... Warum haben sie...“ Er versuchte sich zu erinnern. „Jan, wo... wo ist...“ Es schmerzte sie, die Verwirrung in seinen Augen zu erkennen. Er hob eine Faust zum Mund. Sie hörte das vertraute Wimmern, und das Herz wurde ihr schwer. Sie hielt ihm die Hand entgegen, und er klammerte sich an sie wie ein verirrtes Kind. Tränen quollen ihm aus den Augen. „Jan? Es ist weg... Fast hätte ich...“ Er begann leise zu schluchzen.

„Scht, Jim. Komm. Ich bringe dich in dein Zimmer zurück.“ Sie zog ihn mit sich die Halle entlang. In seinem Zimmer wurde er wieder ruhiger, und allmählich hörte er auch zu schluchzen auf.

„Jim, ich muß jetzt gehen“, sagte sie schließlich. „Der Pfleger kommt. Er wird dir helfen, zu Bett zu gehen.“

Aber er rührte sich nicht, als sie ihm gute Nacht sagte und ging.

Er war allein und lag auf dem Rücken; das Fenster zu Füßen seines Bettes war schwer vergittert. Strahlende Sterne erhellten den Nachthimmel, und während er zu ihnen hinauf schaute, bewegte sich etwas, ein Nachtflugzeug in großer Höhe, ein Lichtpunkt nur. Seine Augen folgten ihm, bis er verschwunden war. Ein Schluchzen formte sich in seiner Kehle, und eine Träne lief ihm über die Wange. Seine Lippen bewegten sich erst lautlos, doch dann formten sich die Worte: „Spock? Spock? Hilfst du mir, Spock? Bitte!“ Endlich schlief er ein.



Spock schaute von der Zeitschrift auf, in der er gelesen hatte, denn er hatte den Türsummer gehört. „Ja, herein!“ rief er, und die Tür schob sich leise zischend auf.

Dr. Leonhard McCoy, der leitende medizinische Offizier des Starschiffs Enterprise, stand unter der Tür. „Darf ich eintreten?“ fragte er förmlich.

„Wenn Sie wünschen, Dr. McCoy.“ Spock schaltete das Lesegerät aus und deutete auf einen Stuhl an der anderen Schreibtischseite.

McCoy setzte sich. Er schwieg eine ganze Weile und musterte nur die Reihe vulkanischer Glocken an der Wand, als habe er vergessen, weshalb er gekommen war.

„Nun?“ fragte Spock schließlich.

McCoy schrak zusammen und wandte sich zu Spock um. „Wissen Sie, welches Datum wir heute haben?“ fragte er.

„Wenn Sie damit den Jahrestag von Captain Kirks Verschwinden meinen – ja. Warum fragen Sie?“ Er lehnte sich zurück. In den beiden geflochtenen Goldstreifen an seinen Ärmeln fing sich das Licht; es waren die Abzeichen des Kapitäns des Starschiffs.

„Wollen Sie denn gar nichts tun, etwa einen Gedenkgottesdienst halten lassen?“ fragte McCoy.

„Wofür denn, Doktor? Mit einem Gedenkgottesdienst werden Tote geehrt. Wir aber wissen nicht, ob Captain James Kirk tot ist.“

„Natürlich ist er tot, Spock! Sonst wäre er ja zurückgekommen. Jim Kirk käme sogar aus der Hölle zurück, wenn er könnte. Wenn er noch lebte, hätte er sich irgendwo gezeigt, hätte etwas von sich hören lassen. Er ist tot.“

„Können Sie das beweisen, Doktor? Können Sie mir eine Leiche zeigen, eine Phaserverbrennung – irgend etwas?“

„Verdammt, Spock!“ fuhr McCoy auf. „Sie haben ja vielleicht das, was Sie wollten! Sie sind endlich Captain der Enterprise.“

„Doktor, ich hatte nie den Wunsch...“

„Ach, hören Sie doch mit diesem alten Spruch auf, Spock! Sie wollten nie das Kommando haben? Sie haben es schnell genug übernommen, als Jim verschwand.“

Spock seufzte. „Ich übernahm das Kommando, um eine tüchtige Mannschaft zusammenzuhalten. Das habe ich Ihnen schon wiederholt erklärt, McCoy. Schön also. Da Sie so sehr darauf dringen, sollen Sie Ihre Gedenkfeier haben. Aber ich werde nicht daran teilnehmen“, erklärte er entschieden.

„Warum nicht? Haben Sie ein schlechtes Gewissen?“ McCoy stand auf und ging zur Tür, ohne sich noch einmal umzuschauen.

„Dr. McCoy, Sie werden nicht in einem solchen Ton mit mir sprechen!“ Auch Spock stand jetzt, und sein Gesicht war umwölkt.

McCoy wirbelte herum. „Warum, Spock? Habe ich die Wahrheit erraten? Sie geben also zu, froh zu sein, daß Jim verschwunden ist? Okay, dann machen Sie doch eine Meldung über mich. Mir ist das egal. Ich habe sowieso die Absicht, dieses Schiff so bald wie möglich zu verlassen.“

„Doktor, ich bin der Captain der Enterprise. Hier kommandiere ich. Es gibt gewisse Gründe, die mich nicht daran glauben lassen, daß James Kirk tot ist, aber mit Ihnen werde ich nicht darüber sprechen. Ich weiß natürlich, wie Sie zu ihm standen, also werde ich Ihren Ausbruch vergessen. Aber Sie können dieses Schiff erst verlassen, wenn ich meine Zustimmung gebe. Da ich Sie nicht gebe, haben Sie zu bleiben.“

„Was haben Sie...“ McCoy tat, die Hände zu Fäusten geballt, einen Schritt vorwärts. „Ach, es ist ja sinnlos“, knurrte er und stampfte durch die Tür, die sich zischend hinter ihm schloß.

Spock schaute eine Weile die geschlossene Tür an; dann seufzte er, setzte sich und schaltete das Lesegerät ein.

Aber er nahm die Worte nicht auf, die in der gewohnten Lesegeschwindigkeit über den Schirm wanderten. Vor seinem geistigen Auge stand das Bild des Mannes, den er seinen Freund genannt hatte, James Kirk. Und dieser Mann hatte ihm nähergestanden als sonst jemand. Spock dachte noch einmal den Tag durch, als Kirk vor einem Erdenjahr in seine Wohnung gestürzt war.

„Spock, wie wär's mit einem Landgang?“ Er schien diese lebhafteste Stimme wieder zu hören. „Scotty sagt, er will nicht gehen und auf dem Schiff bleiben. Kommen Sie, Spock, hier muß ich Ihnen etwas zeigen. Sie werden's nicht glauben.“ Kirk hatte ihn breit und jugenhaft angegrinst, und er war in seiner Vorfreude ganz aufgeregt gewesen.

Und Spock sah sich selbst, wie er seinem Freund antwortete: „Nein... Nein, Jim, ich habe eine neue wissenschaftliche Zeitschrift, die ich studieren muß. Aber gehen Sie nur. Ich will jetzt auch keinen Landgang machen.“

Kirk war ein wenig enttäuscht, aber er fing sich bald wieder. „Das wird Ihnen noch leid tun“, meinte er und zwinkerte Spock zu. Er winkte, drehte sich um und eilte hinaus.

Seither hatte Spock ihn nicht wieder gesehen. Kirk hatte sich zur Freizeitstation transportieren lassen. Dann war er verschwunden. Die Enterprise war in der Umlaufbahn geblieben, während der ganze Planet nach James Kirk abgesucht wurde.

Nichts.

Es war ein sogenannter Offener Planet, einer von etlichen nahe dem Rand der Einflußsphäre der Föderation, nicht weit vom Reich der Klingonier entfernt. Dieser Planet wurde von Menschen und anderen als Stützpunkt benützt. Klingonier sah man ebenso oft hier wie andere nichtmenschliche Rassen.

Am dritten Tag der Suche kehrte Lieutenant-Commander Scott unter Bewachung zur Enterprise zurück. Offensichtlich war er in eine Rauferei verwickelt gewesen, denn er hatte ein schwarzes Auge, und seine Uniform war zerrissen. Im Transporterraum stand er vor Commander Spock stramm.

„Was ist passiert, Mr. Scott?“ fragte Spock.

„Ich... habe nichts zu sagen, Sir“, erwiderte Scott.

„Mr. Scott, Sie werden mir sagen, was geschehen ist. Warum hat man Sie in diesem Zustand zurückgebracht?“

„Sir... Ich... Wissen Sie, ich konnte mir einfach nicht anhören, was man über Captain Kirk sagte.“ Scotty war offensichtlich wütend.

„Und was sagte man, Mr. Scott?“

„Sie sagten, der Captain sei an die Klingonier verschachert worden, Sir.“

„Ah, ich verstehe. Und wer sind diese ‚sie‘?“

„Eine Bande von Heiden von der Lexington, Sir. Sie sagten, der Captain müsse dafür bezahlt worden sein.“

„Das reicht, Mr. Scott. Ich verstehe Ihre Reaktion. Sie sind entschuldigt.“ Spock wandte sich kurz ab. „Aber Sie werden an Bord dieses Schiffes bleiben, bis ich Ihnen die ausdrückliche Erlaubnis gebe, es zu verlassen.“

„Jawohl, Sir.“ Scott blieb an Bord, solange das Sternenschiff in der Umlaufbahn war. Aber die Geschichte machte allmählich die Runde und nahm an Volumen zu. Andere dachten darüber nach, während die Suche nach Captain Kirk weiterlief.

Am sechsten Tag empfing Spock eine Nachricht vom Oberkommando der Starflotte: „Commander Spock. Wir bedauern, daß wir die Enterprise nicht mehr länger außer Dienst stellen können. Die Suche nach Captain Kirk wird fortgesetzt von Zivilbehörden... Sie werden hiermit aufgefordert, das Kommando der Enterprise zu übernehmen und zur Starbasis Elf zu reisen, um dort Ihre Bestellung entgegenzunehmen.“

Diese Mitteilung war von der Brückencrew mitgehört worden. Man war sehr erschüttert und erstaunt, als Spock den Befehl an Chekov weitergab, den Kurs nach der Starbasis Elf festzulegen.

„Sie meinen also, daß wir hier abreisen, ohne herausgefunden zu haben, was mit Jim passiert ist?“ hatte McCoy sich zornig an Spock gewandt.

„Doktor, ich habe meine Befehle.“

„Na, und? Spock, das können Sie nicht tun.“



„Dr. McCoy, hier können wir nichts mehr tun. Die Starflotte hat uns sowieso schon einige Extratage für die Suche zugeteilt. Sie können das Schiff nicht so lange außer Dienst stellen.“

„Aber...Spock!“

„Das wäre alles, Dr. McCoy“, hatte Spock geantwortet. Und damit setzte er sich in den Kommandantensessel. „Mr. Chekov, Sie nehmen jetzt Kurs nach Starbasis Elf.“

„Jawohl, Sir“, erwiderte Chekov.

„Bringen Sie uns aus dem Orbit, Mr. Sulu“, befahl Spock. „Warp zwei.“

Sulu zögerte.

„Aber, Mr. Spock...“ sagte er und blickte den Vulkanier an. Uhura hielt den Atem an. Sie spürte die wachsende Spannung auf der Brücke. Alle Köpfe wandten sich den beiden Gestalten zu, die einander scharf ansahen – der fremde Vulkanier und der Orientale der alten Erde.

„Leutnant Sulu, wenn Sie nicht sofort meinem Befehl gehorchen, werde ich Sie Ihres Postens entheben müssen“, sagte Spock.

Sulu wurde tiefrot. „Jawohl, Sir“, antwortete er und beugte sich über seine Instrumente, aber die Schalter, mit denen er das große Starschiff bediente, wurden voll Zorn umgelegt.

Nun wandte sich Spock an den Ingenieur Scott, der neben seinem Brücken-Instrumentenbrett stand. Dort saß ein anderer Mannschaftsangehöriger mit rotem Hemd. „Mr. Scott, ich glaube, der Leutnant kann hier mit den Pflichten des Ingenieurs gut zurechtkommen. Und ich glaube, Mr. Scott, Sie können Ihre Pflichten viel besser von Ihrem Büro aus im Maschinenabschnitt erfüllen. Ich werde es Sie wissen lassen, wenn Ihre Anwesenheit auf der Brücke erwünscht oder nötig ist. Für den Augenblick sind Sie hier entlassen.“

Scotts Mund öffnete sich in einem Ausdruck erschütterten Staunens. Dann sagte er knapp: „Jawohl, Sir“, wirbelte herum und marschierte zum Lift.

„Und Sie, Dr. McCoy, haben sicher genug Arbeit im Revier“, fuhr Spock fort, ohne den hinter ihm stehenden Arzt anzuschauen.

„Jawohl, Commander“, erwiderte McCoy steif. „Ich werde Sie hier nicht wieder mit meiner Anwesenheit belästigen, außer ich werde auf die Brücke befohlen.“ Er trat zu Scotty, der noch an der Lifttür wartete, und beide Männer verschwanden. Von diesem Tag an erschienen Montgomery Scott und Leonhard McCoy nur dann auf der Brücke, wenn Spock sie rufen ließ. Sie taten das, was von ihnen verlangt wurde sehr gewissenhaft, aber nicht mehr.

Die Enterprise war kein glückliches Schiff mehr.

Als die Enterprise die Starbasis Elf erreichte, wurde Spock zum Kommodore Mendez zum Rapport gebeten. Mendez wartete schon an der Tür, als Spock kam. Die beiden Männer betraten das Büro, die Tür schloß sich hinter ihnen.

Niemand an Bord der Enterprise erfuhr je, was hinter dieser geschlossenen Tür vorgegangen war. Man wußte nur, daß Spock einige Stunden später auf das Schiff zurückkehrte. Leutnant Kyle war allein im Transporterraum, als Spock materialisierte. Deshalb sah er auch als erster das Ergebnis der Besprechung im Büro des Kommodore. Er schaute zufällig von seinen Instrumenten auf, als die Materialisation geschah, hielt vor Staunen den Atem an und stand dann stramm zur Ehrenbezeugung.

„Ah... Willkommen, an Bord, Sir... ah, Captain Spock, Sir!“

Das vertraute blaue Hemd, das Spock so viele Jahre lang getragen hatte, war verschwunden. Der Vulkanier trug jetzt das Gold des Kommandanten, und zweieinhalb Reihen goldenen Flechtwerks, das seinem Rang als Captain entsprach, glänzten an seinen Handgelenken.

„Danke, Mr. Kyle“, sagte Spock, trat von der Plattform und ging sofort zur Brücke. Er schritt die paar Stufen zum Kommandosessel hinab und setzte sich.

„Leutnant Uhura, öffnen Sie bitte die gesamte Schiffssprechanlage“, befahl er.

„Jawohl, Sir... ah, Captain“, stotterte Uhura. Die sonst nicht aus der Ruhe zu bringende Kommunikationsspezialistin drückte erst einmal die falschen Knöpfe, so daß ein paar Sekunden lang sämtliche Rückkoppler ein schauerliches Pfeifkonzert aufführten.

Spock warf ihr einen düsteren Blick zu und sagte dann: „Hier spricht... Captain Spock. Ich erhielt den Befehl, das Kommando über die Enterprise zu übernehmen. Sobald das Schiff alle erforderlichen Vorräte aufgenommen hat, wird die normale Mission fortgesetzt. Diesmal gibt es keinen Landurlaub. Spock. Ende.“

Nur das Klicken und Summen der Geräte unterbrach die verblüffte Stille, die nun in dem riesigen Schiff herrschte. Dann formten sich Gruppen, lösten sich auf, formten sich neu.

„Habt ihr das gehört?“

„Ja. ich kann es nicht glauben!“

„Und was ist mit dem Captain?“

„Er ist ja der Captain.“

„Hast du gehört?“

Nach drei Tagen legte das Starschiff wieder ab. Die Reise führte sie zuerst zum Planeten des Ewigen Wächters. Dann hielt sich das Schiff lange Zeit in der Nähe des Klingonischen Reiches auf. Sehr oft begegneten sie dessen Schiffen und Personal. Aber der von den Organianern aufgezwungene Frieden hielt. Auch Spock hielt Frieden, wenn auch er selbst keinen zu finden schien.

Ein Jahr verging.

McCoy konnte nicht wissen, daß in der Nacht, da James Kirk verschwunden war, Spock in seiner Wohnung von Entsetzen geschüttelt aufwachte. In seinem Geist wirbelten Angst und Schmerz wie irr, und immer glaubte er Jim Kirk um Hilfe rufen zu hören. Ein ähnliches Erlebnis hatte er schon einmal auf dem neutralen Planeten Organia gehabt, als er den klingonischen Geist-Filtern unterworfen gewesen war. Damals hatte der starke Vulkanier der Folter widerstehen können, so daß er keinen

bleibenden Schaden davontrug, wenn auch die Erinnerungen sehr schrecklich waren.

Wenn aber James Kirk oder sonst ein Mensch auch nur annähernd dem ausgesetzt war, das er hatte erdulden müssen, so mußte das Ergebnis verheerend sein. In dieser Nacht schien Spock das wilde, lächelnde Gesicht von Kor zu sehen, jenes klingonischen Kommandanten, dem sie dort begegnet waren. Er schien es zu bedauern, daß er diesen mutigen Gegner vernichten mußte, aber der Krieg war ja noch lange nicht zu Ende.

Das Erlebnis ging schnell vorbei. Jeder andere als Spock hätte es als Nachtmahr bezeichnet, aber er wußte es besser. Er kannte James Kirk; er hatte begriffen, daß die Klingonier ihn verschleppt und seinen Geist „ausgeleert“ hatten, daß er aber noch lebte.

Dessen war sich Spock noch sicherer, als er Tage später einen Anprall tödlicher Angst fühlte, die aber nicht die Angst des Todes selbst war. Wieder vernahm er diesen Hilferuf, und er hörte das Rufen durch den Wächter: Hilf mir, Spock!

Nachtmahr, aber nicht unwirklich. Unbewiesen, daß es menschlich war. Aber wenn Kor vom Wächter wußte, dann lag die ganze Geschichte in seiner Hand. Und in der Spocks.

Der Vulkanier wußte, daß sein Freund ihn in seiner Todesangst um Hilfe gebeten hatte, doch antworten konnte er auf diesen Hilferuf nicht. Trotzdem mußte geholfen werden.

Die Erkenntnis, daß sein bester und einziger wahrer Freund James Kirk nach Absicht des Feindes und aller Wahrscheinlichkeit ein seines Geistes beraubter Körper war, falls er noch lebte, verschloß er im hintersten Winkel seines Bewußtseins. Spock tat, was er für gut hielt, für sich selbst, für Jim und auch für die Starflotte: Er nahm Jims Platz als Commander der Enterprise ein.

Als er sich bereit erklärte, das Kommando über das Starschiff zu übernehmen, stellte er die Bedingung, daß die Enterprise jenen Quadranten der Galaxis zugewiesen bekommen müsse, der dem Reich der Klingonier am nächsten lag. Wenn er nicht auf der

Brücke zu sein hatte, verbrachte er die Zeit mit dem Studium uralter Archive, das ihm der Bordcomputer ermöglichte. Jetzt konnte und wollte der Wächter keine Fragen beantworten, und es war hoffnungslos, einen Mann zu finden, der in irgendwelchen Zeiten und Räumen verloren war. Aber ein Vulkanier mußte alles versuchen.

Es hatte Zeiten gegeben, da Spock versucht war, McCoy alles zu erzählen, was er wußte. Er brachte es jedoch nie über sich, es auch wirklich zu tun.

Und so ahnte McCoy von all dem nichts und hielt, unterstützt von Uhura, Sulu und Scott, einen Gedenkgottesdienst für Captain James Kirk. Für sie alle war es ein ergreifendes Erlebnis.

Captain Spock war kurz vor Beginn der Gedächtnisstunde auf der Brücke erschienen und hatte den Kommandantenstuhl übernommen, damit Chekov an der Zeremonie teilnehmen konnte.

Natürlich wurde die Gedenkstunde auch auf die Brücke übertragen. Einige Mitglieder der Crew beobachteten Spock heimlich. Später konnten sie nur berichten, daß auf Spocks Gesicht ein unbeschreiblicher Ausdruck gelegen hatte, als Uhura beim Gesang eines von Kirks Lieblingsliedern zusammengebrochen war. Mehr war nicht zu melden.



Jan Hamlin blieb kurz vor Jim Does Zimmertür stehen. Sie hatte durch das Guckfensterchen geschaut und gesehen, daß Jim vor dem Fenster stand und zum Himmel hinauf blickte.

Jan hatte jetzt dienstfrei, und sie wäre gerne nach Hause gegangen, denn sie war sehr müde. Aber diese einsame, bewegungslose Gestalt rührte sie zutiefst. Sie schloß die Tür auf und betrat das Zimmer. „Jim?“ sagte sie leise, um ihn nicht zu

erschrecken. „Ich bin's, Jan.“ Und sie trat so vor ihn, daß sie sein Gesicht sehen konnte.

Langsam senkte er den Kopf und sah sie an. Ein kleines Lächeln huschte über sein Gesicht. „Hallo, Jan.“

Sie lachte ihn strahlend an. „Wie geht es dir heute, Jim?“

„Fein... Ich fühle mich... Ich glaube, ich fühle mich ganz wohl, Jan, wenn ich mich auch nicht... erinnern kann.“

„Das ist schon in Ordnung, Jim. Mache dir deshalb keine Sorgen“, redete sie ihm fast hastig zu. „Was meinst du zu einem Spaziergang draußen unter den Bäumen?“

„Draußen?“ Das schien ihn zu verwirren, und er runzelte die Stirn.

„Ja, Jim. Ich bringe dich hinaus. Aber du mußt mir versprechen, daß du bei mir bleibst und nicht davonzulaufen versuchst.“

„Ich werde... nicht davonlaufen“, antwortete er langsam.

„Es ist kühl, Jim. Nimm deine Jacke.“

Er ging zum Schrank, nahm eine Jacke heraus und zog sie an. „Komm, nimm meine Hand, Jim“, forderte sie ihn auf und öffnete die Tür. „Nein.“

„Was?“ fragte sie erstaunt. Bisher hatte er sich nie dagegen gewehrt.

„Nein. Nicht deine Hand... Ein Mann... nein... Eine Frau... nimmt den Arm eines Mannes, wenn sie... mit ihm spazierengeht“, erwiderte er bedächtig und bot ihr seinen Arm.

„Ja, natürlich, Jim, du hast recht!“ rief sie glücklich, und sie legte ihre Hand in seine Armbeuge. So traten sie in den strahlenden Sonnenschein hinaus.

„Ah, draußen“, sagte Jim lächelnd und atmete tief die kühle, frische Luft ein. „Ein schöner Tag, Jan.“ Er sah lächelnd auf sie hinab.

„Ja, Jim. Wir können dort unter den Bäumen auf dem Gras gehen.“

„Ich bin immer gern auf Gras gegangen, wenn ich an Land war.“

An Land? Jan hatte, wenn er früher davon sprach, so etwas nie in... Frage gestellt, denn es schien ihn zu verwirren, wenn sie nicht wußte, was er meinte. Ausdrücke wie „an Land gehen“ und „Landurlaub“, wie er sie gebrauchte, waren doch bei der Flotte üblich. Jan hatte einen Bruder bei der Flotte gehabt, ehe er in Korea vermißt wurde. Auch er war gerne auf Gras gegangen, das er nach den harten Decks als besonders angenehm empfunden hatte. Jetzt hatte sie also eine Chance, einen Schritt voranzukommen.

„Ja, ich denke, die Decks sind ziemlich hart, Jim“, sagte sie. „Sicher. Der Bodenbelag in meinen Räumen und auch in den Freizeiträumen ist natürlich weicher, als die Korridore und die...“ Er schwieg und runzelte nachdenklich die Stirn. Das schien sie nicht zu bemerken. „Da sind wir ja. Ist es hier nicht hübsch? Jim, komm, wir setzen uns ein wenig in die Sonne, Du kannst dich an diesen dicken Baum lehnen und ausruhen.“ Das tat er, und er schaute durch die Zweige in den blauen Himmel.

„Wie schön“, murmelte er. „Genau wie der Himmel auf Omicron Ceti Drei. Schade, daß wir nicht mehr dorthin können.“ Er lächelte versonnen.

„Ja, sehr schade“, antwortete Jan, obwohl sie nicht wußte, wovon er sprach.

„Weißt du, wenn wir zurückgingen, würden die Berthold-Strahlen...“ Er schwieg und schaute sie an. „Du... warst ja nicht dort, Jan!“ Seine Stimme verhärtete sich, und er musterte sie scharf. „Warum hast du das gesagt?“ Er packte ihr Handgelenk und hielt es fest.

„Jim, laß bitte meine Hand los, du tust mir weh“, sagte sie ruhig.

Er schaute ihre Hand an, die sich gerötet hatte, und ließ sie los. „Ich... Es tut mir leid. Ich wollte... dir nicht weh tun, Jan...“ Seine Augen wurden feucht.

„Ist schon gut, Jim. Bitte, nicht weinen. Du hast mir ja nichts getan.“ Seine Gefühle lagen direkt unter der Oberfläche.

„Ich... Jan, ich wollte dir nicht... weh tun. Du bist... lieb. Jan, ich habe dich sehr gern.“

„Ich dich auch, Jim“, antwortete sie lachend. Dann wurde ihr klar, daß sie ihn tatsächlich sehr gern hatte, daß sie mehr als berufliches Interesse für diesen Mann empfand. Zugleich wurde ihr bewußt, daß die geschriebenen und ungeschriebenen Vorschriften für Pflegerinnen immer davon abrieten, sich mit einem Patienten mehr als nötig abzugeben, sich gar mit ihm „einzulassen“. Aber niemand kümmerte sich sonst um ihn. Niemand hatte je nach ihm gefragt. Das war unfair, fand sie. Sie war die einzige Person, die überhaupt davon Kenntnis nahm, wenn es ihm etwas besser ging. Und da, beschloß sie, mußte sie nun etwas tun. Es konnte gefährlich sein, und sie holte tief Atem, ehe sie sprach. „Jim, erinnerst du dich an etwas aus der Zeit, ehe du hierherkamst?“

Er sah sie verwirrt an und überlegte angestrengt. „Vorher? War ich... denn sonst irgendwo?“

„Ja, Jim. Irgendwo. Dort gab es einen Turbolift, und die Mahlzeiten wurden programmiert. Kannst du dich erinnern?“

„Turbo... Turbo... Ja, der Turbolift. Er brachte mich... zur Brücke. Ja, die Brücke!“ Er sprang auf, und auch sie erhob sich. „Ich muß hin, ich muß zur Brücke. Sie brauchen...“ Er schaute sich um. Nein, ich bin auf Landurlaub. Bäume... Gras... Ich muß mich nach oben transportieren lassen.“

Er griff unter seine Jacke, tastete seine rechte Hüfte ab und suchte an seinem Gürtel. „Er ist weg! Mein Kommunikator ist weg!“ Er wirbelte herum und griff nach ihren Armen. „Jan, ich muß ihn finden! Hilf mir suchen!“ Er ließ sich auf die Knie nieder und suchte mit den Händen in den welken Blättern und im Gras. „Jan, so hilf mir doch suchen, bitte!“

Sie kniete neben ihm nieder und legte ihm die Arme um die Schultern. „Jim, nicht... hier findest du ihn sicher nicht. Du hast doch keinen Kom... Kommunikator. Was ist das? Laß mich dich zurückbringen, Jim.“



Aber er suchte weiter und hockte sich schließlich auf die Fersen. Dann holte er tief Atem und schaute ihr ins Gesicht. „Es ist wieder weg, Jan“, sagte er.

„Was war es denn, Jim?“

„Ich weiß es nicht. Manchmal meine ich... Da scheine ich direkt am Rand des... Erinnerns zu sein. Ist es das, Jan? Kann ich mich nicht erinnern?“

„Ja, Jim, das ist es. Ach, wenn du dich nur erinnern könntest!“

Sie stand auf, und er folgte ihr. Einen Augenblick lang schaute er auf sie hinab, dann legte er ihr die Hände auf die Schultern. Sie dachte an den Moment unten im Keller und fragte: „Jim, was ist denn?“

„Du bist eine entzückende Frau, Jan“, war die überraschende Antwort, und dazu lächelte er sie ganz zauberhaft an.

„Danke. Es ist hübsch, wie du das sagst.“ Sie fühlte, daß sie errötete.

„Nein, es ist wirklich wahr! Du bist eine entzückende Frau.“ Jetzt lachte er leise. „Und rot kannst du auch werden.“ Da lachte er laut und legte die Arme um sie. So hielt er sie ein paar Sekunden fest, und dann küßte er sie sehr sanft und zärtlich. Das war ganz natürlich, und sie erwiderte seinen Kuß auf die gleiche Art. Doch dann lachte sie verlegen und schob ihn von sich.

„Jim, es wird schon spät, und ich muß nach Hause gehen.“ In ihrem Kopf wirbelte es. Was tat sie da? Das war nicht richtig, und es durfte nicht wieder geschehen! Doch als sie in seinen Armen lag, war alles ganz richtig gewesen. Er hatte sie angelächelt und war entspannt gewesen.

„Wirklich, Jim, ich muß gehen“, wiederholte sie lächelnd.

„Na schön“, meinte er. „Dann bringe ich dich zum Tor.“ Er begann schnell und energisch zum Ausgang zu gehen.



Am nächsten Morgen ließ sich Jan Hamlin beim Direktor des Krankenhauses melden. Als sie in sein Büro kam, erzählte sie ihm, was sie glaubte, über James Doe erfahren zu haben; daß sie meinte, er müsse beim Militär, vermutlich bei der Flotte gewesen sein; daß er viel gereist sei. Nein, wohin er gereist war, wisse sie nicht, denn die Namen, die er genannt habe, seien ihr unbekannt gewesen.

„Er muß doch irgendwo bekannt sein“, platzte sie schließlich heraus. „Dr. Wright, jemand muß ihn doch kennen!“

„Miß Hamlin, wir haben alles versucht, und auch die Army, die Navy und die Handelsflotte wissen nichts über ihn. FBI hat keine Fingerabdrücke, bei den Vermißtenlisten entspricht keine Beschreibung seinem Aussehen. Was sollen wir denn noch tun?“

„Könnten wir nicht sein Bild durch die Presse laufen lassen?“

„Miß Hamlin, sind Sie der Meinung, das nützt etwas? Wenn jemand ihn suchte...“

„Vielleicht hält man ihn für tot, Dr. Wright“, drängte sie. „Sie haben es vielleicht aufgegeben, ihn zu suchen.“

„Hm, ja, das könnte der Fall sein“, gab Wright nachdenklich zu. „Wissen Sie was? Ich rufe die Zeitungen an, vielleicht tun sie mit. Aber ich bin überzeugt, daß nichts dabei herauskommt. Solche Bilder erscheinen ja immer wieder, und keinem nützt es was. Er ist eben auch nur ein vergessener Patient in einem Irrenhaus... Na, schön, ich versuch's trotzdem.“

Dann fielen ihr die Kleider ein, die er anhatte, als man ihn brachte. Wright stimmte zu und berichtete ihr, ein paar Reporter würden bald kommen. Sie ließ sich also Jims Kleider geben, ging zu ihm und erklärte ihm alles. Jim schien zu verstehen, und sie wollte ihm beim Umziehen helfen.

„Nein, nein“, wehrte er ab, „das kann ich selbst tun.“

Jan trat zurück. Langsam zog er sein Hemd aus und schlüpfte in das gelbe, das auf dem Bett lag. Einen Augenblick lang musterte er es, zog das Emblem mit dem Zeigefinger nach und schien ganz in Gedanken versunken zu sein. Dann schüttelte er den Kopf,

schlüpfte mit den Armen hinein und zog sich das Hemd über. Seine Hände schlossen schnell und geschickt die Halsöffnung. Jan hatte keinen Reißverschluß bemerkt. Wie hatte er das nur so flink tun können? Dann griff Jim nach den Hosen. Lächelnd bat er Jan, sie solle sich umdrehen.

„Aber Jim, ich bin doch Krankenschwester!“ widersprach sie lachend.

„Nein, ich ziehe sie nicht an, wenn du nicht...“

„Ah, gut“ Jan drehte sich um und schaute zum Fenster hinaus. Endlich sagte er „okay“, und sie durfte sich umdrehen. Er saß auf der Bettkante und zog gerade die hohen Stiefel an. Er schien genau zu wissen, wie er sie unter den Hosenbeinen befestigen mußte.

Er stand auf. „So. Ist das in Ordnung?“ fragte er.

Sie hielt den Atem an. Jetzt war er ein ganz anderer Mensch. Er wippte ein wenig auf den Zehenballen und stand groß und aufrecht da, und er sah aus wie... wie... ganz so, als sei er immer so gekleidet gewesen.

„Gut siehst du aus, Jim“, sagte sie fröhlich. So würde ihn mit Sicherheit jemand erkennen. „Komm, wir gehen zu Dr. Wright, und dann werden dich die Fotografen aufnehmen.“

In Gegenwart der Reporter fühlte sich Jim ziemlich unbehaglich, aber er hielt sich recht gut. Der Fotograf nahm ein Bild, und Jim ließ es bewegungslos über sich ergehen.

Dr. Wright stand vom Schreibtisch auf und trat zu Jim. „Das wäre im Moment alles, Jim. Du kannst jetzt mit Miß Hamlin in dein Zimmer zurückkehren. Vielleicht sprechen wir später noch einmal miteinander.“

Jim musterte den Mann mit dem gütigen Gesicht. In tiefer Konzentration zog er die Stirn in Falten. „Wer...sind Sie?“ fragte er.

„Ich bin Dr. Wright. Dr. Leonhard Wright, Chefarzt des Hauses.“

„Dr.... Dr....“, begann Jim langsam, dann hob er die Stimme. „Dr. Leonhard... Bones? Dr. Leonhard McCoy? McCoy? Nein. Sie sind nicht McCoy. Wo ist er?“

„Jim...“ Jan trat neben ihn und griff nach seinem Arm. „Komm, wir gehen.“

„Nein.“ Er löste sich aus ihrem Griff und trat einen Schritt zurück. „Ich will es wissen. Wo ist Bones? Was habt ihr mit Bones getan? Er ist mein Chefarzt, nicht Sie, Dr. Wright.“ Das klang völlig nüchtern und vernünftig. Er sprach energisch, als forderte er eine Antwort.

„Jim, was redest du da?“ fragte Wright. Wenn er den Patienten zum Reden brachte, konnte er vielleicht Entscheidendes erfahren.

„Wenn Dr. McCoy nicht hier ist, wo ist dann Schwester Chapel? Oder Dr. M'Benga? Einer von ihnen muß doch hier sein.“

„Nein, Jim“, sagte Jan leise. „Das war doch anderswo, nicht wahr? Wir haben gestern darüber gesprochen.“ Und da fiel ihr ein, daß vielleicht jetzt die richtige Zeit war, zu fragen: „Wie heißt du eigentlich? James... und wie noch?“

„Ich bin Captain James T. Kirk von der...“ Da hielt er inne. Ein Ausdruck äußersten Entsetzens trat in sein Gesicht. Mit beiden Händen faßte er sich an den Kopf, und er sank mit einem Schmerzensschrei auf die Knie. „Spock! Spock! Hilf mir doch! Huf mir!“

Der Arzt des zwanzigsten Jahrhunderts, die Pflegerin und die Zeitungsmänner konnten ja nicht wissen, daß Captain James T. Kirk auf einen hypnotischen Befehl reagierte, der ihm von einer Bande Fremder eingegeben worden war. Diese Fremden waren im dreiundzwanzigsten Jahrhundert als eine sehr wilde und grausame Rasse bekannt, die Klingonier. Ausgelöst wurde der Befehl durch seinen Namen und Rang. Die Klingonier hatten nicht gewußt, daß man ihn auch „Jimmy“ nannte, und daß Jan diesen Namen benutzt hatte, war ein Grund für die teilweise Heilung seines geschädigten, gemarterten Geistes gewesen. So war er in seine

Kindheit zurückgeführt worden, so hatten sich die geschädigten Zellen und Nervenmuster wieder zusammenfügen können. Sie half ihm mehr, als sie ahnte.

Aber jetzt überfiel ihn wieder die Angst, die ihm von den klingonischen Geist-Filtern aufgezwungen worden war. Die Schlüsselworte hatten Visionen eines unaussprechlichen Grauens heraufbeschworen, und die damit verbundenen Ängste waren gleichzeitig ein unbeschreiblicher Schmerz. Das Ergebnis war verheerend. Kirk schlug wütend um sich. Die von Dr. Wright eiligst herbeigerufenen Wärter mußten dem Tobenden eine Zwangsjacke anlegen, und so wurde er, gefesselt und hilflos, in sein Zimmer zurückgeschleppt. Schwester Hamlin weinte herzzerbrechend, und Dr. Wright begleitete die Zeitungsleute zum Ausgang.

„Das wird eine großartige Story, Doc“, sagte der Reporter Blair genüßlich. Der Fotograf hatte noch ein Bild von diesem merkwürdigen Mann, der sich Captain James Kirk nannte, im Kasten, und das zeigte ihn auf dem Boden, wo er von drei Wärtern überwältigt worden war.

„Das letzte Bild möchte ich lieber nicht veröffentlicht sehen“, sagte Dr. Wright.

„Keine Aussicht, Doc. Wir lassen uns doch diese Story nicht verpatzen“, entgegnete Blair lachend.

Am nächsten Tag schrieb das Lokalblatt mit einer dicken Überschrift auf der ersten Seite in die Welt: WER IST DIESER MANN? Zwei Bilder darunter zeigten einen gut aussehenden Mann in voller Größe, der eine merkwürdige Art Uniform trug; auf dem dritten Bild lag er auf dem Boden; sein Gesicht war zu einer Grimasse von Angst, Schmerz und Entsetzen verzerrt, und die Wärter legten ihm gerade die Zwangsjacke an. Die Gesichter dazu schilderten, wie der Mann von sich selbst behauptet hatte, er heiße James T. Kirk und sei Captain; er habe nach einem Dr. Leonhard McCoy gefragt, der sein Chefarzt sei, und zum Schluß

wurden alle Leser aufgerufen, sich zu melden, die diesen Mann kannten.

Eine Nachrichtenagentur nahm die Geschichte auf und sorgte für eine nahezu weltweite Verbreitung. Andere Reporter, die James Kirk zu sehen verlangten, wurden abgewiesen. Man hielt ihn unter Sedativen, denn sein Zustand war wieder so schlecht wie anfangs.

Tage vergingen, eine Woche. Niemand kam, der ihn kannte. Die Aufregung legte sich allmählich wieder. Ein paar Nachrichtenmagazine brachten die Geschichte noch einmal, doch jede Neuigkeit wird nach einer Weile alt und vergessen.

Jim Doe nannte man fortan aber nicht mehr so, sondern man änderte den Namen in den Registern des Krankenhauses ab in James T. Kirk. Seine merkwürdige Kleidung packte man wieder in den Lagerraum.



Die Enterprise setzte ihre Mission fort. Alles blieb so, wie es war, wurde nicht schlechter, aber auch nicht besser. Die Mannschaft gewöhnte sich an den neuen Captain, und man war tüchtig wie eh und je.

McCoy und Scott verbrachten viel von ihrer Freizeit gemeinsam. Sie sprachen leise miteinander, damit der Vulkanier nichts von der Unterhaltung hörte. In einer Ecke saß er an einem Leseschirm des Bibliothekscomputers. McCoy schaute Scott in die Augen. „Mein Gott, jetzt wird mir klar, daß ich... fast eine Woche lang nicht mehr an Jim Kirk gedacht habe“, sagte er.

„Ja, Doktor, ich muß zugeben, daß es mir ähnlich geht. Diese Gedächtnisstunde im letzten Monat scheint meine Hoffnung, ihn wiederzufinden, abgeschnitten zu haben.“

McCoy starrte seufzend in seine Kaffeetasse. „Ja, das stimmt. Wenn wir nur wüßten, was passiert ist. Dann könnten wir's wenigstens akzeptieren.“

„Jawohl“, bestätigte Scotty.

Plötzlich schien sich Spock am Computer zu versteifen, und McCoy sah, wie ein Schauer ihn schüttelte.

Dann stand Spock auf und war ganz der ruhige, gelassene Vulkanier, als den man ihn kannte. Er trat zu den beiden Männern. „Eben habe ich bestätigt bekommen, daß Jim in der Vergangenheit gefangen ist“, sagte er. „Das habe ich geglaubt, seit er verschwand. Eine telepathische Impression, als Beweis nicht ausreichend. Die Klingonier entführten ihn und benutzten an ihm ihren... Geist-Filter. Sie erfuhren das Geheimnis des Wächters. Ich hatte angenommen, Jim sei Kor entwischt. Da begann ich, ihn zu suchen; ich fing bei 1930 an, aber er befindet sich in den Fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, und er ist geisteskrank.“

Spock schloß die Augen, und als er sie wieder öffnete, schaute er Dr. McCoy fest an. „Einen Teil davon wußte ich seit der Nacht von Jims Verschwinden. Doktor, ich hörte ihn im Geist um Hilfe rufen. Und ich konnte nichts tun, um ihm zu helfen.“

„Warum haben Sie mir das nicht gesagt?“ fuhr McCoy auf.

Spock zuckte zusammen. „Sie hätten mir nicht geglaubt, Doktor.“

McCoys Gesicht war voll Trauer und Mitleid. „Nein“, gab er leise zu, „ich hätte es nicht geglaubt.“

Da zeigte ihnen Spock die Fotos.

Sehr viel später ging die Tür zu McCoys Wohnung auf, und Captain Spock stand unter der Tür.

„Kann ich mit Ihnen sprechen, Doktor?“ bat er.

„Natürlich, Spock. Kommen Sie nur herein“, antwortete McCoy liebenswürdig.

„Es tut mir leid, daß ich Sie stören muß, Doktor, denn ich weiß, daß Sie auch Ihre Ruhe brauchen, wenn Sie für die vor uns

liegenden Ereignisse bereit sein wollen. Aber... ich möchte gerne... erklären.“

„Spock, mir brauchen Sie doch nichts zu erklären, ich verstehe auch so. Sie haben das getan, was Sie für richtig hielten, und das habe ich Ihnen wiederholt bestätigt.“

„Trotzdem... Ich muß bestimmt wissen, daß Sie verstehen, weshalb ich so handelte“, beharrte Spock.

McCoy lächelte. „Spock, wir kennen einander doch schon ziemlich lange, was? Wissen Sie denn nicht, daß ich auch einiges über Sie weiß? Als ich mir darüber klar wurde, daß Sie etwas über Jim in Erfahrung gebracht hatten, ging es sogar in meinen Dickschädel hinein, womit Sie die ganze Zeit hatten leben müssen. Und da glauben Sie, ich könnte es nicht verstehen? Dy lieber Himmel, Spock, ich verstehe nur das nicht, daß Sie unter dieser Last nicht zusammenklappten! Ich hätte nicht so durchgehalten. Natürlich ahnte ich, daß etwas nicht stimmte, aber ich Dummkopf sah es einfach nicht. Jetzt weiß ich, daß es Ihnen lieber war, wenn wir Sie haßten, als wenn wir zu oft an Jim gedacht hätten. Und ich bin derjenige, der zu Ihnen hätte kommen sollen. Ich hätte sagen müssen: Es tut mir leid...“

„Das ist überflüssig, Doktor. Sie haben wie ein Mensch gehandelt, der einen großen Verlust erlitten hat. Ich wußte das, und es tut mir leid...“

„Schauen Sie, Spock, das vergessen wir lieber. Vor uns liegt eine riesige Aufgabe, auf die wir uns konzentrieren müssen“, unterbrach ihn McCoy.

„In Ordnung. Aber noch etwas... Bones. Er könnte tot sein. Oder es wäre besser für ihn, wenn er tot wäre. Ich habe Ihnen ja gesagt, was diese Klingonier mit den Geist-Filtern tun können. Über ein Jahr lebt er nun in primitivsten Verhältnissen. Vielleicht hat sich niemand richtig um ihn gekümmert. Ich habe die Sache nachgeprüft und herausbekommen, daß in dieser Zeit geisteskranke Patienten Parias waren, verachtet und



vernachlässigt. Wenn er noch lebt, müssen Sie darauf gefaßt sein, daß er nicht mehr der Jim Kirk ist, den Sie und ich einst kannten.“

„Das weiß ich doch, Spock. Ich wußte es, seit Sie berichteten, daß die Klingonier ihn mit dem Geist-Filter behandelt haben. Jetzt bin ich auch dafür bereit. Ich muß nur endlich wissen, ob er noch lebt oder ob er tot ist. Lebt er, holen wir ihn zurück und lassen ihm die erstklassigste Pflege angedeihen, deren unsere Technologie fähig ist. Und ist er tot – nun, dann müssen wir uns der Tatsache beugen. Das heißt, falls es bewiesen werden kann.“ McCoy lächelte Spock an. „Spock, ich bin froh, daß Sie gekommen sind. Ich wollte Ihnen dafür danken, daß Sie mich nicht von der Enterprise freigegeben haben. Ich hoffe, wir können das vergangene Jahr bald gründlich vergessen. Ich versuche es jedenfalls. Eigentlich verrückt, wenn man daran klebt.“

„Da pflichte ich Ihnen bei, Doktor. Es wäre ja auch... unlogisch.“ Ein winziges Lächeln kräuselte den einen von Spocks Mundwinkeln.

„Ich dachte es mir, daß Sie das sagen würden, Mr. Spock!“ Und da lachte McCoy zum erstenmal seit über einem Jahr schallend.



Das Summen des Transporterstrahls hörte auf, und zwei Gestalten erschienen auf einer ruhigen Straße. Es war drei Uhr morgens, und niemand war sonst zu sehen.

Dr. Leonhard McCoy und Fähnrich Pawel Chekov gingen die dunkle Straße entlang. Die Enterprise war hoch über ihnen im Orbit. Man hatte ihnen je ein Transpondergerät in den Arm eingepflanzt, das der Schiffsbesatzung ermöglichte, sie überall aufzuspüren und sofort zurückzuholen, ohne daß sie offene Kommunikatoren mit sich herumtragen mußten. Jeder hatte seinen Kommunikator bei sich, McCoy besaß sogar zwei Geräte; das eine befand sich im Geheimfach seiner „Arzt Tasche“, die in

den Schiffswerkstätten nach seinen Angaben eigens für ihn angefertigt worden war. Er war ein Arzt aus dem Jahr 1950, doch ein richtiger Arzt dieser Zeit hätte über den Inhalt dieser Tasche nur den Kopf geschüttelt.

Mit einem solchen Arzt mußten sie aber nun Kontakt aufnehmen, um Kirk auf normalem Weg herauszuholen, damit kein Geheimnis in der Vergangenheit zurückblieb. Sie hatten gefälschte Ausweise, die entsprechenden Kleider und auch sonst alles, was dazugehörte.



Jan Hamlin kam von ihrem Urlaub zurück.

Ihr erster Gang durch die verschiedenen Stationen machte sie erst allmählich wieder mit den hageren, bleichen Gesichtern vertraut.

Den Gang zu dem Zimmer, in dem der Mann war, der sich selbst James T. Kirk nannte, hatte sie gefürchtet, und sie zögerte ein wenig, ehe sie hineinging. Sie hatte nächtelang geweint, nachdem die Reporter dagewesen waren, denn sie hatte sich selbst die Schuld an dem gegeben, was dann passierte. Wenn sie ihn nur nicht nach seinem Namen gefragt hätte! Bis zu diesem Augenblick, da er ihn nannte, hatte sich sein Zustand so erfreulich gebessert gehabt, und nun war er wieder in die Schrecken dieser Nachtmahre zurückgefallen.

Ehe sie in Urlaub gegangen war, hatte sie noch ein paarmal nach ihm gesehen, doch er hatte sie nicht erkannt und auf nichts reagiert, was immer sie auch zu ihm sagte. Man hatte ihn wieder in die Zwangsjacke gesteckt und ihr verboten, sie ihm abzunehmen, weil er sich sonst selbst verletzen könnte.

Und jetzt holte sie tief Atem. Jemand war bei Jim; es war Frank Thomas, ein Wärter, den man von einer anderen Abteilung

hierher versetzt haben mußte. Hätte sie das gewußt, wäre sie nicht in Urlaub gegangen.

Thomas war ein Rohling, ein dummer, herzloser Sadist. Das wußte Jan, und sie hatte ihn auch ein paarmal gemeldet, weil er seine Patienten mißhandelte, doch bewiesen konnte ihm nie etwas werden. Deshalb lachte er sie nur aus.

Und als sie das Zimmer betrat, bot Thomas Jim gerade Wasser an, entzog es ihm aber jedesmal wieder.

„Frank!“ rief Jan. Er schreckte schuldbewußt zusammen und schüttete das ganze Wasser über Jim.

„Zum Teufel, Miß Hamlin! Schauen Sie, was Sie da angerichtet haben“, hielt er ihr vor.

„Ich habe schon gesehen, was Sie taten, Frank. So passen Sie also auf Jim auf? Mit Quälereien? Hinaus mit Ihnen“, befahl sie angewidert. „Hinaus!“

Er sah ihr Gesicht und ging. Jan trat zu Jim, der sich in einer Ecke zusammengekauert hatte. „Jim? Jimmy? Keine Angst, ich bin's, Jan.“ Sanft nahm sie seine Hand, doch das Herz wurde ihr schwer, weil er sie nur wild anstarrte. Da schaute sie ihn genauer an. Er sah schrecklich aus. Blaß, hager und eingefallen. Sein Haar war wirr, sein Gesicht mit Stoppeln bedeckt. Jan wußte, hier mußte etwas geschehen.

Warum hatten ihn die Ärzte nicht in die Krankenabteilung verlegt? Vielleicht hatte Thomas nichts berichtet.

Während sie das überlegte, näherte sie sich Jim noch einen Schritt, doch er kauerte sich noch mehr in die Ecke und begann sogar noch zu wimmern. „Jimmy“, sagte sie leise, „ich will dir doch nichts tun. Bitte, laß mich dir helfen.“ Sie hielt ihm die offene Hand hin.

Nun erst schienen seine Augen sie zu sehen. Er schaute ihr ins Gesicht, auf die offene Hand und rückte ein wenig näher.

„Jan?“ fragte er zögernd.

„Ja, Jimmy. Jan.“

Er kannte sie! Sie streckte beide Arme aus.

„Jan... du bist... zurückgekommen!“ Er tat einen Schritt, rutschte im Wasser aus, das Thomas verschüttet hatte und fiel vor Jan auf die Knie.

„Jim!“ rief sie, kniete neben ihm nieder und nahm ihn schützend in die Arme.

„Jan?“ wimmerte er. „Hilfst du mir?“ Er legte seinen Kopf an ihre Schulter.

„Ja, Jim, ja“, versprach sie und wiegte ihn sanft hin und her. Allmählich verebbte sein Schluchzen, und wie ein Kind sagte er immer wieder: „Du bist zurückgekommen... Du bist wieder da...“ Sie hörte nicht, daß hinter ihr die Tür aufging. Sie sprach tröstend auf Jim ein und strich ihm über das Haar.

„Miß Hamlin!“ Eine laute Stimme ließ sie aufspringen. Die Stimme und die plötzliche Bewegung erschreckten Jim, und er zog sich verängstigt zurück.

„Oh, mein Gott!“ hörte Jan eine zweite Stimme.

Sie schaute sich um und sah zwei Männer hinter sich stehen. Der eine war Dr. Wright, der zuerst gesprochen hatte. Ein anderer, ziemlich großer und dunkelhaariger Mann, dessen Haar schon ein wenig ergraute, ließ Jim nicht aus den Augen. Er hatte ein freundliches, etwas faltiges Gesicht. Seine Augen drückten Schock und noch tiefere Gefühle aus. Sie waren durchdringend blau, aber nun schimmerten Tränen in ihnen.

Niemand bewegte sich. Jan kniete noch neben Jim und hielt ihn fest, denn er wimmerte wieder vor Angst. „Seht, Jim, niemand darf dir etwas tun. Nein, das lasse ich nie zu!“

„Miß Hamlin“, sagte Wright wieder und wollte sie in die Höhe ziehen.

„Einen Moment, Doktor“, bat der andere Mann und kniete nun ebenfalls neben Jim nieder. „Miß Hamlin, ‘bitte, lassen Sie mich mit ihm sprechen.“

Seine Stimme klang sanft und traurig, aber sie hatte etwas an sich, das ihr Vertrauen weckte. Sie ließ also Jim los, der sich sofort weiter zurückzog.

Aber der Mann neben Jan legte beide Hände auf Jims Schulter und hielt ihn so fest. „Jim, so schau mich doch an, Jim. Ich bin’s, Bones. Ich bin gekommen, dich nach Hause zu holen, Jim. Ich bin da, Bones. Du bist jetzt in Sicherheit, Jim.“

Langsam hob Jim den Kopf. Er schien zu lauschen, und seine Augen versuchten, sich auf etwas zu konzentrieren. „Bones? Bones? Wo...?“

„Hier, Jim. Neben dir. Schau mich an, Jim.“ Er schüttelte ihn leicht.

Jan holte tief Atem. „Wer sind Sie?“ fragte sie.

„Sein Freund, Miß Hamlin, ein sehr alter Freund. Ich heiße Leonhard McCoy. Dr. Leonhard McCoy.“

Da fiel ihr ein, was Jim in Wrights Büro gesagt hatte; er hatte damals Dr. Wright mit Dr. McCoy verwechselt, beide hießen ja Leonhard. Und er hatte nach „Bones“ gerufen, bevor sie ihn nach seinem Namen gefragt hatte. „Sind Sie Bones?“ fragte sie. , „Ja, so nennt er mich, den alten Knochen.“

Jan wandte sich wieder Jim zu.

Seine Lippen formten das Wort „Bones“. Sie lehnte sich näher an ihn und sagte: „Jim, Bones ist hier. Schau doch mal!“ Sie legte ihre Hände an sein Gesicht und drehte es so, daß er McCoy anschauen mußte. „Dr. McCoy, sprechen Sie doch mit ihm“, bat sie.

„Jim!“

„Bones? Bones?“ Jim schaute in McCoys Augen, und langsam dämmerte die Erinnerung. „Bones!“ rief er.

„Ja, Jim. Bones. Ich bin das!“ McCoy lachte über das ganze faltige Gesicht.

„O Gott“, stöhnte Jim. „Bones, hilf mir“, bat er und versuchte, aufzustehen.

McCoy und Jan halfen Kirk auf die Füße. „Was ist denn dieses barbarische Ding an ihm, Schwester?“ knurrte McCoy.

„Eine normale Zwangsjacke, Doktor“, antwortete sie erstaunt, weil er dieses Ding nicht kannte. „Aber ich wollte es ihm ja abnehmen. Die anderen haben es mir jedoch nicht erlaubt.“

„Jetzt wird es ihm aber sofort abgenommen“, befahl McCoy.

„Moment, Dr. McCoy“, sagte Wright. „Er ist unberechenbar und gewalttätig, er könnte jemanden verletzen.“

„Er und jemanden verletzen?“ knurrte McCoy. „In diesem Zustand? Schauen Sie ihn doch an! Was hat man mit ihm getan?“ Er war sehr aufgebracht.

„Doktor, wir haben für ihn getan, was wir konnten“, erwiderte Wright scharf.

Jim zuckte wieder zusammen und versuchte, sich wieder in die Ecke zu kauern. McCoy bemerkte es. „Wir erschrecken ihn ja nur. Jim, es tut mir leid. Und ich hätte keine Kritik üben sollen. Bitte, kann ich eine Weile mit ihm allein bleiben?“

Wright zögerte einen Moment, aber er verstand diese Bitte schließlich.

„Gut, ich bin vor der Tür, wenn Sie mich brauchen.“

„Danke, Doktor. Und wollen Sie bitte Mr. Chekow hereinschicken?“

„Sicher. Kommen Sie mit, Miß Hamlin?“

Jan nickte und wollte dem Arzt folgen.

„Nein!“ rief Jim. „Bitte, Jan, geh nicht. Bleib hier.“

Sie schaute McCoy an. „Bitte, Doktor. Er scheint...“

„Dann bleiben Sie doch, Miß Hamlin. Sie können mir zeigen, wie man dieses... Marterinstrument von ihm ‘runterbekommt.’“

„Gewiß, Doktor.“ Sofort begann die tüchtige, geschickte Schwester die Gurte zu lösen. Sie wollte gerade das häßliche Ding auf das Bett legen, als die Tür aufging und ein junger Mann eintrat. Er schaute sich um; dann fielen seine Augen auf Jim, der nun mitten im Raum stand und sich die Arme rieb.

„Captain! Captain Kirk!“ rief Chekov.

James Kirk tat einen Schrei und flüchtete in die entfernteste Ecke des Zimmers, wo er sich verzweifelt zu verstecken versuchte und den Kopf hinter den Armen verbarg.

Chekov schaute verblüfft drein, während Jan und McCoy sich um Jim bemühten. „Schwester, was ist da passiert?“ rief McCoy. „Der junge Mann nannte ihn Captain Kirk’. Und wenn er das Wort Captain hört oder auch seinen Namen, dann ist es immer so.“

McCoy kniete neben Jim nieder. Dann entnahm er seiner Arzttasche ein Instrument, stellte etwas daran ein und drückte es an Jims Arm. Etwas zischte, und fast sofort beruhigte sich Jim. McCoy nahm Jims Arm und half ihm auf die Füße.

Jim leistete keinen Widerstand, als sie ihn gemeinsam zum Bett führten, wo sie ihn auf die Kante setzten.

Pawel Chekov war unter der Tür stehengeblieben. Die heftige Reaktion seines Captains auf seinen Gruß hatte ihn über alle Maßen erschüttert. Er hatte zwar gewußt, daß Kirk von den Klingoniern mit dem Geist-Filter behandelt worden war, aber er hatte ja nicht gehant, wie schlimm sich das auswirkte.

„Pawel, jetzt reden Sie mit ihm“, befahl ihm McCoy. „Aber benützen Sie nicht seinen vollen Namen, sondern sprechen Sie ganz ruhig.“

Chekov mußte erst ein paarmal schlucken, ehe er seiner Stimme trauen konnte. „Ah, ja... Hallo, Jim, wie geht es Ihnen?“ Mehr fiel ihm nicht ein, aber das genügte. James Kirk hob den Kopf, sah Chekov an, kniff die Augen zusammen und sagte: „Mr.... Mr. Chekov, ja?“

„Jawohl, Sir. ich bin’s, Sir.“ Mehr wagte der gute Pawel nicht zu sagen, aber er getraute sich vor Begeisterung auch kaum mehr zu atmen, als sich langsam ein Lächeln auf das Gesicht des Captains stahl.

„Ah, Sie werden uns also zur Enterprise navigieren, und wir kehren nach Hause zurück?“ fragte er. „Was, Chekov?“

Pawel schaute McCoy an, und er nickte.

„Jawohl, Sir. Werde ich gleich Kurs legen, wenn sagt Dr. McCoy, daß fertig“, antwortete er und verfiel unwillkürlich wieder in seinen slawischen Akzent. Und dazu lachte er breit über das ganze Gesicht.

„Gut, gut“, sagte Kirk. „Also, bereithalten, Fähnrich.“

„Aye, aye, Sir.“

Jan Hamlin schaute von einem zum anderen. Sie ahnte ja nicht, worüber da gesprochen wurde, und sie hatte auch nicht gehört, daß McCoy Wright erzählt hatte, der Patient sei „besessen von der Navy“. McCoy sah aber ihre Verwirrung und erklärte ihr die Sache mit kurzen Worten.

„Ah, jetzt verstehe ich“, erwiderte sie. „Das erklärt...“

„Hm, das dachte ich mir“, antwortete McCoy.

Kirk saß ruhig auf der Bettkante, lächelte in sich hinein und wirkte völlig entspannt. McCoys Medikament hatte besser gewirkt als jede andere Behandlung, der er im Krankenhaus unterzogen worden war.

„Ich möchte ihn untersuchen, Schwester“, sagte nun McCoy. „Aber schauen Sie doch dieses Bett an, es ist furchtbar schmutzig!“ Sein gutmütiges Gesicht war rot vor Zorn. „So haben Sie also für ihn gesorgt?“

„Doktor, bitte. Ich war nicht hier und bin erst fünf Minuten vor Ihnen hergekommen. Ich war auch sehr erschüttert. Ich wollte ihn ja gerade aus seiner Ecke herausholen. Den Wärter, der hier zuständig ist, kenne ich als Rohling, und ich wollte ihn aus meiner Station entfernen. Er taugt auch sonst nichts, Doktor.“

„Ja, das sehe ich. Schauen Sie nur seine Kleider an. Sind alle Patienten hier mit solchen Lumpen behängt?“

„Ja, Doktor.“ Jan wurde rot. Dieser Mann schien aus einem privaten Haus zu kommen, wo es genug Helfer gab und saubere Kleidung zur Verfügung stand.

„Das ist ja barbarisch! Können Sie wenigstens ein sauberes Laken für dieses Bett und saubere Kleider für ihn besorgen?“



„Natürlich, Doktor.“ Sie ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen. „Haben Sie die Absicht, ihn mitzunehmen?“

„Sobald wie möglich.“

„Dann wollen Sie sicher die Kleider, in denen er kam. Sehr merkwürdige Kleider.“

„Ah, natürlich! Das wären ein goldfarbenedes Hemd, schwarze Hosen und schwarze Stiefel, nicht wahr?“

„Ja.“

„Nun, selbstverständlich.“ McCoy wußte, daß Kirks Uniform hier fehl am Platz und außerhalb der Zeit lag. „Er würde seine Sachen sicher gerne mitnehmen.“ Jan Hamlin eilte davon, und als sie ging, trat Wright ein. „Ist alles in Ordnung, Doktor?“ erkundigte er sich.

„Ha, ich habe schon reinlichere Hospitalräume gesehen, Doktor“, knurrte McCoy. Dann besprachen sie die Möglichkeiten, den Patienten in einer Privatklinik unterzubringen. Wright sagte zu, daß der Papierkrieg beschleunigt durchgeführt werden sollte, und nahm Chekov mit. Jan kam zurück, als McCoy Jim gerade ein weiteres Medikament verpaßt hatte.

„Und jetzt lassen wir ihn eine Weile ruhen, Schwester“, befahl er.

Jan schaute auf Jim herab. Was war in dieser kurzen Zeit alles geschehen! Jetzt kam ihr zu Bewußtsein, daß er bald gehen würde. Dieser Doktor nahm ihn mit sich... Sie war froh, daß nun endlich gut gesorgt wurde für Jim, aber... es schmerzte sie, daß sie ihn dann nicht mehr wiedersehen würde.

Sie wandte sich an McCoy. „Doktor, bitte, kann ich mitkommen und ihn pflegen?“ bat sie. „Mich hält nichts hier, ich habe keine Familie... Und Sie brauchen jemanden für die Reise...“

McCoy schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, vielen Dank, Schwester. Nein. Wir schaffen das gut alleine, Chekov und ich. Es ist nicht nötig...“

„Aber Doktor, er hat mich doch gern! Ich könnte nach ihm schauen. Ich glaube, ich habe ihm geholfen... Bitte...“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Schwester Hamlin, das paßt nicht zu Ihrem Beruf“, antwortete McCoy ein bißchen zu barsch.

Jan kniete neben dem Bett nieder und nahm sehr sanft Jims Hand in die ihre. Sie sah zu McCoy auf. „Doktor, es tut mir leid, daß mir in diesem Fall gar nicht beruflich zumute ist. Ich wollte nicht... Ich...“ Sie begann leise zu weinen.

McCoy verstand. „Sie lieben ihn also, Miß Hamlin?“ fragte er sanft.

„Ja, o ja!“ Jan schluchzte; sein Mitgefühl brachte den Damm ihrer Zurückhaltung zum Einsturz. „Bitte, Dr. McCoy, lassen Sie mich mitkommen!“

„Ja, wenn ich könnte“, erwiderte McCoy wahrheitsgemäß. „Aber...“

„Ich gehe überallhin mit, mir ist keine Entfernung zu groß, bitte!“ flehte sie.

McCoy setzte sich auf die Bettkante. Jim wurde unruhig. „Miß Hamlin, es tut mir unendlich leid, aber es ist unmöglich.“ Auch er redete lauter als sonst, denn er mußte ihr Schluchzen übertönen.

Jim begann zu stöhnen und sich herumzuwälzen. McCoy legte eine Hand auf seine Schulter, um ihn zu beruhigen, doch er begann zu murmeln. Allmählich wurden seine Laute zu verständlichen Worten, dann immer klarer: „Spock! Hilf mir doch, Spock! Die Klingonier... Sie wollen... Spock... Sie wollen die Erde... übernehmen... Ich kann nicht... Ich darf es ihnen nicht sagen... Spock, sie wollen... die ganze Geschichte... verändern. Oh, dieser Schmerz! Oh, ich kann ihn nicht mehr ertragen... Spock, hilf mir!“ Er wehrte sich gegen McCoy's Hand und versuchte, sich aufzusetzen. Dann schrie er. McCoy griff in seine Tasche, entnahm ihr den Ort und strich damit über Jims Körper. Er las ihn ab, dann benützte er wieder das Hypo-

Spraygerät. Sofort fiel Jim schlaff zurück und schien wenig später tief zu schlafen.

„Diese verdammten Klingonier-Ungeheuer!“ knurrte McCoy. „Wenn wir erst wieder im Raum sind, werde ich...“ Da kam ihm zu Bewußtsein, was er gesagt hatte, und er hätte die Worte gerne zurückgeholt, doch es war zu spät. Jan Hamlin starrte in großäugig an, dann den Ort und das Hypo-Spraygerät, schließlich Jim.

Langsam stand sie auf. Ihre Miene drückte erst Erschrecken, dann Angst aus. „Ich weiß, ich weiß!“ platzte sie heraus. „Was wissen Sie?“ fragte McCoy. „Sie... Sie beide und der andere Mann... Jim sprach gar nicht von der Navy. Sie sind auch kein wirklicher Doktor. Diese Geräte, die Sie benützen! Bei uns gibt es so etwas nicht, wahrscheinlich auf der ganzen Erde nicht! Ich habe von diesen... UFOs gelesen, von denen jeder spricht, die von so vielen gesehen werden... Entweder werde ich verrückt, oder Sie sind... Sie sind...“ Sie sah drein, als wollte sie schreien.

Lautlos fluchte McCoy in sich hinein. Wenn er nur diesen Ort nicht benutzt, wenn er geschwiegen hätte, dann hätte er sagen können, bei Jim sei es ein Delirium gewesen. Aber nein, er selbst mußte von den Klingoniern reden, vom Raum und von Raumschiffen... Da mußte etwas geschehen, denn die Schwester zog sich zur Tür zurück. Schnell folgte er ihr, griff nach ihrem Arm und hielt sie fest, als sie sich losreißen wollte.

„Miß Hamlin, bitte, Sie brauchen keine Angst zu haben. Hören Sie mir zu!“ Auch jetzt hörte sie den autoritären Ton in seiner Stimme. Sie blieb stehen und wandte sich zu ihm um.

„Ich erzähle Ihnen alles, nur müssen Sie zu verstehen versuchen. Wir sind nicht hier, um Ihnen Böses zu tun. Sie haben recht. Jim, Pawel und ich – wir sind nicht von hier, von... jetzt. Wir kommen aus der Zukunft.“ Er schwieg, um ihr Zeit zu lassen, das zu verdauen.

„Aus... der Zukunft? Was... Wie...“

„Jan, das kann ich Ihnen so schnell nicht genau erklären, denn Sie würden es nicht verstehen. Aber werden wir deshalb in Ihren Augen zu Monstern? Schauen Sie mich doch an. Bin ich so anders als die übrigen Menschen, die Sie kennen? Schauen Sie Jim an. Sie sagten vorher, daß Sie ihn lieben. Ist es nicht egal, wann er geboren wurde? Ich weiß, daß Sie jetzt Angst haben. Ich verstehe es. Jan. denken Sie nach! Weshalb haben Sie Angst?“ McCoy lächelte sie herzlich an. Sie schien sich zu beruhigen, ihm zuzuhören; sie schaute von ihm zu Jim und wieder zurück.

„Nein... Wahrscheinlich verstehe ich nur nichts. Wie...“

„Das können Sie auch nicht verstehen, Jan.“ McCoy lachte leise. „Sogar für mich ist's schwer, zu begreifen, und ich sollte doch eigentlich wissen, wie wir's gemacht haben. Pawel und ich – und andere – haben immer nach James Kirk gesucht. Die Einzelheiten kann ich Ihnen nicht schildern, denn Sie würden sie ja doch nicht glauben, aber das wird genügen: Jim ist ein sehr wichtiger Mann, so wichtig, daß viele hundert Leben riskiert wurden, als wir durch die Zeit in die Vergangenheit zurückkehrten, um ihn zu suchen. Und jetzt müssen wir ihn in seine eigene Zeit, in sein eigenes Leben zurückbringen. Er wird geheilt werden. In seiner – in unserer – Zeit gibt es nur wenige Menschen, die nicht geheilt werden können, und auch denen wird geholfen. Sie werden von den besten Ärzten der Galaxis behandelt.“

„Der Galaxis?“ staunte Jan. „Ja, Jan. Der Galaxis. Der Mensch hat in James Kirks Zeit längst die Sterne erreicht; in meiner Zeit.“ Ah, jetzt war es endlich gesagt. Und sie hatte ihn angehört und war nicht kreischend die Halle entlanggerannt. Also fuhr er fort: „Ich hätte Ihnen das alles gar nicht erzählen dürfen, Jan, denn ich habe damit das Risiko einer Geschichtsveränderung auf mich genommen. Und Sie sagen, daß Sie Jim Kirk lieben?“

Sie zögerte. Er wußte, daß sie ihre Liebe gegen dieses neue, furchterregende Wissen abwog. Langsam kehrte sie zu James Kirks Bett zurück und schaute auf ihn hinab. Konnte sie wirklich

einen Mann lieben, der ihr in jeder Beziehung fremd sein mußte? Aber er hatte sich ja nicht verändert. Noch immer war er der hilflose, kranke Mann, für den sie so lange hatte sorgen dürfen. Seine Hand hing über die Bettkante. Sie bückte sich, nahm sie auf und legte sie sanft auf die Decke. „Ja“, antwortete sie bestimmt. „Ich liebe ihn noch immer. Was Sie mir da sagten, ändert nichts daran.“

„Dann müssen Sie mir versprechen, daß Sie keinem Menschen verraten, was ich Ihnen erzählt habe. Seinetwegen müssen Sie ihn gehen lassen und Ihr Geheimnis wahren“, bat McCoy eindringlich.

Sie schaute ihn an, und ein kleines Hoffnungslicht brannte in ihren Augen. „Nehmen Sie mich mit! Sie sagen, daß Sie ihn in seine Zeit zurückbringen. Nehmen Sie mich auch mit, Dr. McCoy, bitte. Ich komme mit, egal wohin. Ich will alles tun, nur will ich bei ihm sein.“

„Nein. Ich glaube nicht, daß Sie sich in unserer Zeit zurechtfinden könnten. Er könnte sich auch nicht Ihrer Zeit anpassen. Jim hat sein eigenes Leben zu führen, Miß Hamlin.“

„Ist er... verheiratet? Oder ist... sonst jemand da?“

McCoy lächelte verlegen. „Nein, verheiratet ist er nicht, und es ist auch keine Frau da. Er hat... andere Interessen, könnte man sagen, eine Liebe: seine Karriere, sein...“ Ah, jetzt hatte er schon zuviel gesagt!

Leise weinte Jan. Sie kniete neben Jim nieder, nahm seine Hand und legte sie an ihre Wange.

McCoy seufzte. Er hatte getan, was er konnte. Jetzt mußte er eben mit Spock reden.



Sie hatten Jim aufgeweckt, Chekov geholt und Wright erzählt, ein Wagen erwarte sie, und dann führten sie einen ruhigen, nachdenklichen Jim hinaus zu einem kleinen Gehölz.

Jan hatte bisher die Tränen zurückgehalten, doch jetzt weinte sie leise in sich hinein. Sie wandte sich ab, als wolle sie gehen. Jim hielt ihren Arm fest. „Bitte, Jan, geh nicht. Bitte. Du kannst mich doch nicht verlassen. Was soll ich denn ohne dich anfangen?“

„Jim, hör mir zu“, redete McCoy auf ihn – ein. „Jan sollte wirklich nicht mitkommen. Denke doch, Jim!“

„Nein. Ich gehe nicht, wenn ich Jan zurücklassen muß. Warum kann sie nicht mitkommen?“

McCoy wurde sich darüber klar, daß Kirk vermutlich nicht wußte, wie weit sie in die Vergangenheit zurückgekehrt waren. Wenn er es jetzt Jim zu erklären versuchte, würde er ihn nur verwirren.

„Moment, Jim“, sagte der Doktor leise. „Ich muß mit Spock reden. Er weiß, was zu tun ist.“

„Spock, natürlich! Aber... wo ist Spock, Bones?“ Kirk schaute sich um. „Spock ist ja gar nicht da.“

„Er ist auf der Enterprise, Jim. Ich werde ihn anrufen. Du bleibst hier mit Jan stehen. Miß Hamlin, bitte, nehmen Sie seine Hand. Ich weiß nicht, was geschieht, wenn er Spocks Stimme hört“, erklärte er schnell und nahm seinen Kommunikator heraus.

„Wer... ist Spock?“ wollte Jan wissen. „Und was ist das?“ Sie deutete auf den Kommunikator.

„Spock ist... ein Freund, und das ist eine Art Radio“, erklärte er und ließ das Gerät aufschnappen. „McCoy an Enterprise. Spock, bitte kommen.“

„Hier ist Spock, Doktor. Haben Sie ihn gefunden?“

„Haben wir. Er steht neben mir.“

„Sind Sie bereit, sich heraufholen zu lassen, Doktor?“

„Ah, fast, Spock, aber wir haben da ein Problem. Ich weiß wirklich nicht, wie ich es lösen soll. Hier ist eine junge Frau, eine Krankenpflegerin... Durch meine Dummheit hat sie entdeckt, wer

und was wir sind. Sie steht hier neben uns. Und sie liebt ihn. Jim will sie nicht zurücklassen.“

„Ich komme nach unten.“

„Spock, halten Sie das wirklich für weise?“

„Für nötig, Doktor. Sind Sie in einigermaßen guter Deckung?“

„Ja“, antwortete McCoy ziemlich düster. Er versuchte, unbesorgt zu erscheinen, denn er machte sich Gedanken darüber, wie Spocks Ankunft auf Kirk wirken würde. Nun, das würde er bald genug herausfinden, denn der Transporterstrahl bildete sich schon...

Jan hörte das Summen und wirbelte gerade rechtzeitig herum, um noch zu sehen, wie das Dunkeln der Materialisation begann. Wie erstarrt stand sie da, sah die Gestalt, die sich aus einem glitzernden Nebel heraus verdichtete und zu einem Mann wurde, der die gleichen Kleider trug, die sie von Jim Kirk kannte. Sie fühlte, wie Jims Hand sich schmerzhaft um die ihre krampfte.

Einen Augenblick lang waren seine Augen vor Staunen geweitet, dann kniff er sie zusammen, als erlebe er eine unbeschreibliche Angst.

„Jim, bitte, du tust mir weh!“ sie versuchte, ihm ihre Hand zu entziehen, doch er ließ sie nicht los. Sein Gesicht war vor Zorn, ja, vor Wut verzerrt. „Jim, was ist los?“ fragte sie besorgt.

„Mein Hemd“, knurrte Kirk und zog Jan mit sich.

„Dr. McCoy!“ rief Jan.

McCoy und Spock schauten auf und sahen, daß James Kirk wütend gerannt kam.

„Jim, bleib stehen!“ schrie McCoy.

„Warum hat er mein Hemd an?“ brüllte Kirk. Er ließ Jan los und warf sich auf Spock, bearbeitete ihn mit den Fäusten und zerrte an dem goldenen Uniformhemd.

Spock konnte die Schläge leicht abwehren, fing Kirks Hände und hielt sie fest. „Jim, hör auf damit“, sagte er leise.

„Warum hast du mein Hemd an?“ schrie Kirk. „Du... hast mich aufgegeben. Ich bin nicht tot. Ich... bin der Captain!“ Da überfiel

ihn wieder die alte Angst. Kirk schrie, sank auf die Knie, und sein Gesicht drückte unbeschreibliches Entsetzen aus.

Spock beugte sich zu ihm hinab. Er legte seine lange, schmale Hand auf Kirks Schulter und drückte den einen Punkt, der nur den Vulkaniern bekannt war. James Kirk sackte zusammen, aber Spock fing ihn auf und nahm ihn auf die Arme wie ein kleines, müdes Kind.

Jan Hamlin beobachtete verblüfft diese Szene, dann fragte sie Spock: „Was haben Sie mit ihm gemacht?“

Spock schaute sie an. Da bemerkte sie, daß der Mann, der hier vor ihr stand, anders war als andere Männer, irgendwie fremdartig. Und da wurde sie blaß.

Schnell kam McCoy heran und stützte sie. „Werden Sie uns bloß nicht ohnmächtig, Miß Hamlin. Jim ist schon in Ordnung. Ihm fehlt nichts. Spock hat nur... nun, er hat ihn schlafen gelegt. In ein paar Minuten ist er wieder wach.“ Er redete beruhigend auf Jan ein, bis sie ihre Haltung wieder gefunden hatte. Dann schaute sie zu Spock auf und sah, wie ein Ausdruck tiefer Trauer das Gesicht des großen, mageren, fremdartig aussehenden Mannes überflog. Dann aber hatte er wieder die Maske völliger Gefühlsleere auf, als er Jan ansah.

McCoy zog seinen Mantel aus und legte ihn auf den Boden. Darauf ließ Spock seine Last langsam nieder, und Pawel deckte den Schlafenden mit seinem Mantel zu. Dann richtete sich Spock auf und wandte sich zu Jan Hamlin um, die vor seinem intensiven Blick unwillkürlich zurückwich.

„Miß Hamlin, Dr. McCoy sagte mir, daß Sie James Kirk lieben“, sprach er leise und ernst zu ihr. „Ist das richtig?“

„Ja... Ich liebe ihn“, antwortete sie bestimmt und hob ihr Kinn, um ihre große Angst nicht zu verraten.

„Ich glaube Ihnen, Miß Hamlin. Ich habe auch gehört, daß Sie wissen, wer wir sind und woher wir kommen. Ist das richtig?“ Seine Augen bohrten sich in die ihren, als lese er in ihrem innersten Herzen.



Jan fürchtete sich vor diesem Mann, doch ihre Liebe zu Jim gab ihr die Kraft, sich zu behaupten, obwohl sie am liebsten davongerannt wäre vor diesem ruhigen, erbarmungslosen Mann.

„Miß Hamlin“, fuhr die tiefe Stimme fort, „haben Sie bitte keine Angst. James Kirk ist mein Freund. Ich verstehe, was er Ihnen bedeutet. Es ist sehr bedauerlich, daß er aus einer anderen Zeit stammt als Sie. In seiner eigenen Zeit ist er ein sehr einsamer Mann. Er braucht... Liebe, einen Menschen, der sich um ihn sorgt, aber seine Position als Captain bei der Starflotte der Föderation versagt ihm das Recht, sich ganz an eine Frau zu binden.“

Spock schwieg eine Weile, und McCoy musterte ihn verwundert. Noch nie vorher hatte er den Vulkanier so sprechen gehört. Er sagte aber nichts, denn er meinte, Spock habe einen bestimmten Grund, so zu reden.

„Wenn er so einsam ist, dann nehmen Sie mich doch mit“, bat sie. „Ich könnte...“ Aber er schüttelte den Kopf.

„Nein. Das geht aus verschiedenen Gründen nicht. Es ist unwahrscheinlich, daß Sie in unserer Zeit glücklich sein könnten. Sie würden... sich fehl am Platz fühlen.“

„Ich kann doch lernen. Bitte...“

„Natürlich, aber...“ Spock schüttelte wieder den Kopf. „Wenn wir Sie mitnähmen, könnten Sie unsere Zukunft verändern. Sogar er könnte zu existieren aufhören. Und, Miß Hamlin, haben Sie sich schon überlegt, daß Jim Sie vielleicht gar nicht liebt?“

Sie zuckte zusammen, denn dieser Gedanke schmerzte sie unendlich.

„Er... er hat mich gern. Er sagt, er will nicht, daß ich ihn verlasse.“

„Das klingt nicht nach James T. Kirk, Miß Hamlin. Das ist die Stimme eines Mannes mit einem kranken Geist, der auf grausame Art mißhandelt und gequält wurde. Sie waren gut zu ihm, haben ihn gepflegt und umsorgt. Wie ich höre, haben Sie ungewöhnlich viel für Ihre Patienten getan. Dafür gebührt Ihnen jede

Anerkennung. Wenn sich James Kirk erholt, und ich habe gute Gründe, das anzunehmen, dann wird er Ihnen unendlich dankbar sein. Aber genügt Dankbarkeit? Vielleicht würde er Sie einmal sogar ablehnen, weil er sich für Sie verantwortlich fühlt, für eine Frau, die keine Verbindung mit ihrer eigenen Wirklichkeit mehr haben kann. Verstehen Sie das? Wenn Sie ihn wirklich lieben, müssen Sie ihn aufgeben, ihn vergessen und alles, was Sie von und über ihn gehört haben, auch über uns und die Zukunft.“

„Wie soll ich das? Ich kann ihn nicht vergessen, auch Sie nicht oder Dr. McCoy, auch nicht einmal diesen anderen jungen Mann; keinen, den ich heute gesehen habe, und nichts von dem, was ich hörte!“ rief sie.

„Ich kann Ihnen vergessen helfen“, sagte Spock leise und ein wenig zögernd, als wünsche er es selbst nicht.

„W-was meinen Sie damit?“ fragte sie ängstlich. Hatte man die Absicht, sie zu töten? Furchtsam zog sie sich zurück.

„Miß Hamlin, ich will Ihnen nichts Böses tun. Dr. McCoy, würden Sie Miß Hamlin bitte erklären, daß unser Geistheiler sie in keiner Weise schädigen kann und wird?“

Der Doktor lächelte sie beruhigend an und nahm ihre Hand. „Jan, ich weiß, daß Sie Angst haben. Mir ginge es an Ihrer Stelle auch nicht anders. Aber bitte, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß Mr. Spock die weichherzigste Person ist, die ich kenne, auch wenn er fremdartig aussieht. Wissen Sie, sogar ich kann mich nicht leicht an seine spitzen Ohren gewöhnen.“ Seine Augen funkelten mutwillig, als wolle er den großen, so düster aussehenden Mann necken. „Vertrauen Sie ihm. Vertrauen Sie uns. Ich glaube, Sie können verstehen, was Jim uns bedeutet. Wir haben Ihnen beide erklärt, daß er unser Freund ist. Wir verdanken Ihnen sehr viel, und Sie dürfen uns glauben, daß wir gerade Ihnen nichts Böses tun wollen, denn Sie haben so viel für ihn getan.“

Was Mr. Spock vorschlägt, ist ein Geistheiler. Ich habe damit schon verschiedentlich gearbeitet. Auch Jim tat es. Sehr oft hat es uns Leben und geistige Gesundheit bewahrt. Lassen Sie zu, daß

Spock Ihnen hilft. Es tut nicht weh. Er legt Ihnen nur seine Hand auf die Stirn, mehr nicht. Glauben Sie mir.“

Seine ruhigen Worte hatten Jan fast überzeugt. Sie wandte sich an Spock. „Glauben Sie wirklich, daß es Jim nützen wird?“ fragte sie.

„Ja, Miß Hamlin. Es wird ihm und Ihnen nützen.“ Diese tiefe, seltsame Stimme klang wirklich so, daß man ihr vertrauen konnte.

„Nun...“ Sie schaute auf den schlafenden Jim hinab. Sie fühlte für diesen hilflosen Mann eine überströmende Liebe. Und dann stellte sie sich selbst eine Frage: „Was ist Liebe? Oder war es nicht Liebe, sondern Mitleid? Oder die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind? Nein, nein! Damals, im Herbst, hatte er sie für einen Augenblick so an sich gedrückt und geküßt, wie ein Mann eine Frau hält und küßt, die er liebt. Sie hatte damals gefühlt, daß es Liebe war, auch wenn sie nicht wußte, ob er ebenso gedacht und gefühlt hatte.

Sie bückte sich, zog den Mantel etwas enger um ihn und berührte seine Wange mit zärtlichen Fingern. Dann holte sie tief Atem. „Was habe ich zu tun, Mr. Spock?“ fragte sie.

„Nichts, Miß Hamlin. Ich werde es tun. Denken Sie an nichts, oder an so wenig, wie Ihnen möglich ist. Entspannen Sie sich. Haben Sie keine Angst vor mir. Ich habe nur eine Frage an Sie: Wollen Sie sich Ihrer Gefühle für James Kirk und Ihres Erlebnisses mit ihm als Patient erinnern können? Oder soll alles aus Ihrem Gedächtnis getilgt werden zusammen mit dem, was Sie über die Zukunft erfahren haben?“

„Können Sie das denn tun?“

„Ja, ich glaube schon.“

„Dann lassen Sie mir bitte die Erinnerung an ihn.“

„Wie Sie wünschen. Jetzt dürfen Sie keine Angst haben. Ich lege Ihnen meine Hand auf die Stirn. Bitte, entspannen Sie sich völlig. Haben Sie keine Angst...“ Er fühlte, wie sie zitterte, als er seine langen Finger zart auf ihre Stirn legte. Er schloß die Augen.

Jan Hamlin fühlte kaum etwas, doch eine unendliche Ruhe schien durch ihren Geist zu fließen. Die Spannung und Anstrengung des Tages rannen aus ihr heraus. Sie fühlte sich erleichtert. Etwas, das sie gestört hatte, wurde weggezogen. Jetzt brauchte sie sich Jims wegen keine Sorgen mehr zu machen. Ihm würde es gutgehen. Und dieser freundliche Dr. McCoy würde für ihn sorgen. Oh, ihm würde es wirklich gutgehen.

Langsam kehrte Jan ins Krankenhaus zurück. Jim würde ihr fehlen. Vielleicht konnte sie ihn einmal in dieser Klinik besuchen... Sie trat durch das große Tor, um den Menschen zu helfen. Und sie hörte das Summen nicht, das kurze Zeit unter den riesigen alten Bäumen zu vernehmen war.



Commander Scott saß im Kommandantensessel und dachte gerade darüber nach, daß er eigentlich dafür geboren war und darin alt werden konnte.

Seine Maschinen fühlten sich vernachlässigt, doch er war glücklich. Ein wenig verwirrt, aber glücklich. Immer Warp sieben und acht, und dabei wußte man gar nicht, was eigentlich gespielt wurde. Von einer Zeit in die andere schaukeln, dann wieder zur Starbasis Elf, zum Planeten des Wächters, dann wieder zur Starbasis Elf...

Scott schüttelte sich bei dem Gedanken an die erbarmenswerte, fast unkenntlich schmale Gestalt, die Spock auf den Armen trug, als die Landegruppe materialisierte. Scott hatte alle aus dem Weg gejagt, der zum Revier führte. Keinem Menschen hatte er erzählt, was er gesehen hatte. Auch McCoy ließ kein Wort verlauten, ebensowenig Chekov.

Nur McCoy und Spock hatten Kirk gesehen, nachdem sie ihn sicher untergebracht hatten.

Spock sprach nie aus, was er dachte. Scott wußte, daß er während der Reise zur Starbasis die meiste Zeit bei Kirk verbrachte, aber das war auch alles. McCoy hatte ein wenig Fleisch auf Kirks Knochen gezaubert, ehe man ihn zum Starbasis-Hospital hinabschickte. Er wirkte friedvoller, war aber noch immer ganz in sich gekehrt, erlaubte es Spock aber, daß dieser ihn durch die leeren Hallen trug.

McCoy war mit Spock von der Starbasis zurückgekommen, aber Scott konnte es kaum fassen, daß sich die beiden von Kirk hatten losreißen können. Gemeinsam hatten sie sich dann zum Planeten des Wächters hinabbringen lassen und waren dann wieder zurückgekehrt.

McCoy war ebenso zugeknöpft wie Spock, und da hatte es Scott aufgegeben. Die beiden würden offensichtlich nicht ruhen, bis es dem Captain wieder gutging, wenn das überhaupt möglich war. Aber die Stimmung im Schiff hatte sich gebessert. Er lebte. Niemand konnte oder wollte daran glauben, daß sich ein James Kirk je unterkriegen ließe.

Und jetzt war Spock vor einer Stunde nach unten gegangen – zu Mendez und dem Hospital der Starbasis.

Anzunehmen war ja, daß der Vulkanier nur mit dem Bescheid zurückkommen würde, man müsse abwarten und hoffen. Und vielleicht konnte der Captain gar keinen Besuch empfangen? Scott seufzte. Hoffen durfte man ja schließlich noch, oder nicht?

Plötzlich meldete sich Uhura. „Mr. Scott, ich erhalte eben eine Mitteilung von Commodore Mendez. Er ordnet an, daß Sie sich bereithalten, den Captain an Bord zu holen.“ Ihre Augen wurden immer größer. „Mr. Scott! Er verlangt, daß Sie eine Ehrengarde bereitstellen und daß Sie, Dr. McCoy, Mr. Sulu, Mr. Chekov und ich dabei sind!“

Scott überschlug sich mit Vermutungen. „Kann ja gar nicht...“, sagte er, aber er ertappte sich dabei, daß er von einem Ohr zum anderen lachte. „Na, also, worauf warten wir dann noch?“ Er

holte tief Atem. „Mr. Riley, die Brücke gehört Ihnen“, sagte er und rannte mit der glücklichen Uhura zum Turbolift.

Minuten später summte der Transporter, und zwei Gestalten verdichteten sich aus dem goldenen Nebel heraus. Leutnant Josephs, der „Befehlshaber“ der Ehrengarde, piffte auf seiner Bootsmannspfeife den Captain an Bord, aber der Pfiff endete mit einem schrillen Mißton, weil ihm die Luft wegblieb, als er vor sich – Captain James T. Kirk stehen sah und neben ihm, mit dem alten, vertrauten blauen Hemd des Raumwissenschaftlers, den Commander Spock.

Ein paar Sekunden lang rührte sich nichts, und niemand sagte ein Wort. Dann trat James Kirk von der Transporterplattform herab, und ein breites Lachen verklärte sein Gesicht. „He, sagt denn da keiner ‚willkommen an Bord‘?“ rief er.

Die Zeremonie verlief nicht protokollgemäß, wohl aber überaus herzlich und sehr glücklich. Es gab Tränen und Hochrufe, und vom Transporterraum gingen die Willkommensrufe durch das ganze Schiff. Wie ein Blitz schlug die Nachricht ein: Captain Kirk ist wieder da!

Viele Stunden später saßen James Kirk, Leonhard McCoy und Mr. Spock gemütlich in Kirks Wohnung und hatten vor sich eine Flasche mit Brandy aus Saura. Selbst Spock hatte ein kleines Glas zur Feier des Tages angenommen.

Kirk hatte eine Runde durch das ganze Schiff gemacht und jeden begrüßt, den er kannte, und die kennengelernt, die während Spocks Captains-Zeit aufs Schiff gekommen waren. Ein paar von denen wunderten sich wegen des Trubels, aber „die Alten“ erzählten ihnen dann schon, worum es ging.

Für Kirk war es ein mit Gefühlen vollgepackter Tag gewesen. Jetzt war er erschöpft. Er lehnte sich im Sessel zurück und genoß die Behaglichkeit und Ruhe seiner Wohnung. „Nun, Bones und Spock, es war eine lange Zeit. Ich dachte schon, ich würde mein altes Schiff nie wiedersehen.“

„Jim“, sagte McCoy, „wenn du nicht willst, brauchst du meine Frage nicht zu beantworten, aber ich habe manchmal nachgedacht, was du noch alles weißt von dem, was geschehen ist.“

„Einiges weiß ich noch, Bones. Komisch, ich erinnere mich genau daran, wie alles begann. Ist das wirklich schon fast zwei Jahre her? Du lieber Gott! Ich erinnere mich an ein Mädchen, ein hübsches, kleines Ding. Ich hatte sie zum Dinner eingeladen, wir tanzten, und ich hatte ein paar Drinks. Dann stiegen wir in einen Wagen. Und dort muß ich ausgegangen sein wie eine Kerze.“

„Vielleicht unter Drogeneinfluß.“

„Wahrscheinlich. Und dann wachte ich in einem Klingonier-Schiff auf. Kor sagte, es könnte noch immer ein glorreicher Krieg sein. Irgendwie ein Privatkrieg. Er wollte mich ausquetschen. Ich weigerte mich, und da wurde er sehr grob. Entweder, sagte er, müsse ich reden, oder ich käme unter den Geist-Filter. Ich hätte nichts gesagt...“ Kirk tat einen langen Zug und schaute noch eine Weile in sein Glas.

„Und dann... sind es nur noch Erinnerungsfetzen. Transport mit ihm zum Wächter. Ich riß mich von ihm los und sprang. Die Zeit erschien mir richtig, doch bald nicht mehr so ganz. Ich erinnere mich an ein großes Gebäude, an ein Mädchen, vielleicht eine Frau, die sehr gut und freundlich zu mir war.“

„Das war die Pflegerin, die wir kennenlernten, Schwester Hamlin“, unterrichtete ihn McCoy.

„Ja, daran erinnere ich mich... Jan. Hamlin? Hieß sie so? Komisch, daran erinnere ich mich nicht. Vielleicht wußte ich den Namen auch nie. Sie war... sehr gut zu mir. Ah, ich wünschte, ich könnte mich bei ihr bedanken... Vielleicht hätte ich...“ Er seufzte. „Ah, dafür ist es jetzt zu spät.“ Er schien sich in seine Gedanken zu verlieren.

McCoy sah Spock an und rutschte auf seinem Stuhl herum. Dann räusperte er sich ausführlich. „Es tut mir leid, Jim. Ich wollte dir das gar nicht alles ins Gedächtnis zurückrufen.“

Kirk lächelte ihn an. „Ist schon in Ordnung, Bones. Das meiste davon steht sowieso in meiner Krankengeschichte. Ihr beide kriegt noch Kopien davon. Die Ärzte haben mich von innen nach außen gedreht. Sie sagten, es sei besser, wenn ich mich an möglichst viele Dinge erinnere, sonst würde ein Jahr meines Lebens völlig fehlen...“ Er füllte sein Glas nach, auch das von McCoy, aber Spock schüttelte den Kopf. „Spock, und du glaubst also, mit dem Wächter... und Kor ist alles in Ordnung?“

„Ich war mit dem Obersten Wächter in Rapport“, antwortete Spock. „Der Doktor half mir dabei. Als ich begriff, was sie dir angetan hatten, da verstand er, daß nicht alle Lebewesen so sind wie ihre Schöpfer. Er will sich nicht gegen die Klingonier einsetzen lassen, doch er wird einer kleinen Gruppe von Wissenschaftlern historische Forschungen erlauben. Ich glaube, er will auf eine etwas merkwürdige Art nur Gesellschaft haben.“

Kirk lächelte. „Einsamkeit ist nicht nur eine menschliche Angelegenheit.“

„Nein“, pflichtete ihm Spock bei. Sein Gesicht war ernst. „Es könnte sein, daß wir für die Einsamkeit des Oberwächters mit Zufällen bezahlen, die die Geschichte verändern könnten. Aber mir ist egal, ob Kor frei herumläuft oder nicht. Er scheint seiner eigenen Laune zu folgen. Ein Protest beim Empire und den Organiern könnte nützlich sein.“

McCoy beschloß, das Thema zu wechseln. Kirk wirkte für seinen Geschmack ein wenig zu still, und Spock konnte leicht zuviel sagen. Also wandte er sich an Spock. „Sie hätten mich mit einer Feder umwerfen können, als ich Sie in Ihrem blauen Wissenschaftlerhemd neben Jim stehen sah, Spock“, sagte er und wartete auf die unvermeidliche Antwort.

„Warum sollte ich Sie mit dem hornigen Auswuchs eines Vogels niederschlagen sollen, Dr. McCoy?“ fragte Spock, und eine Braue hob sich bis zum Haaransatz.

„Sie spitzohriger Computer wissen genau, was ich meine!“ fuhr McCoy auf.



„Warum sagten Sie das dann nicht, Doktor?“

„Ich habe ja gesagt, was ich meinte!“

James Kirk lehnte sich zurück und lachte schallend. Er lachte und hustete und spuckte, bis ihm die Tränen kamen. McCoy und Spock drehten sich zu ihm um.

„Ah, Jim“, sagte McCoy. Dann lauter: „Jim, he, was ist denn los?“

„Oh... Ah... du meine Güte! Bones! Spock!“ Kirk richtete sich auf und wischte seine Augen trocken. „Jetzt weiß ich wirklich, daß ich zu Hause bin. Ihr Idioten!“ Und er lachte weiter.

„Ja, Jim, wir sind auch zu Hause“, sagte McCoy. Und zu Spock: „Würden Sie mir nicht etwas erklären, Spock? Ich hörte, wie Sie der Mannschaft sagten, Jim habe wieder das Kommando, aber – äh – wurden Sie denn – äh – degradiert?“

„Das nicht, Doktor, denn ich wurde auch nie richtig befördert.“

„Aber... Sie waren doch der Captain. Sie trugen die Streifen. Und den Titel hatten Sie ja auch.“

„Nur dem Namen nach, Doktor. Das war die Bedingung, unter der ich das Kommando übernahm – bis Jim zurückkehrte.“

„Sie meinen, man hat Ihnen nicht einmal angeboten...?“

„Oh, doch. Aber ich habe Ihnen oft genug gesagt, daß ich nicht...“

„... Kommandant zu werden wünsche. Ja, ich weiß. Guter Gott, Spock, und dabei haben Sie fast zwei Jahre lang Captain gespielt!“

„Wenn ich ein Mensch wäre, würde ich sagen: Ich habe dieses Geschäft zwei Jahre lang nicht gemocht, Doktor. Nein. Ich bin zufrieden mit dem, was ich bin, der wissenschaftliche Offizier und der Zweite nach Captain James Kirk.“

„Ja, schon. Aber... Schauen Sie, Spock, warum...“

Da schlug die Bordverständigung an, und Kirk drückte auf den Knopf. „Kirk hier.“

„Captain, hier ist Schwester Chapel. Ist Dr. McCoy bei Ihnen?“

„Ja, er ist da, Miß Chapel. Bones?“

„Was ist los, Schwester?“

„Doktor, Fähnrich Thomas von den Ingenieuren ist auf einer Leiter ausgerutscht. Wahrscheinlich hat er sich dabei den Fuß gebrochen.“

„Bin gleich dort.“ McCoy schaltete aus und stand auf. „Keine Ruhe für die müden Helden. Danke für den Brandy, Captain.“ An der Tür schaute er zurück. „Jim, ich bin froh, daß du wieder da bist.“ Dann ging er lächelnd.

Spock stand auf. „Ich muß jetzt auch gehen, Captain. Ich habe noch einige Dinge...“

„Bitte, Spock, bleiben Sie noch eine Minute und setzten Sie sich.“

„Jawohl, Sir.“ Spock setzte sich.

„Das ist die erste Minute, die wir allein für uns haben. Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Spock.“

„Captain, Sie schulden mir keinen Dank. Ich tat nur das, was nötig was.“

„Nein, Spock. Sie taten viel mehr. Commodore Mendez erzählte mir, wie Sie ihn bedrängten, um die Erlaubnis zu erhalten, nach mir suchen zu dürfen. Sie gingen zum Planeten des Wächters, zu den Klingoniern, um die Enterprise in die Vergangenheit zurückzubringen. Und daß Sie zurücktreten oder sich einen anderen Trick ausdenken würden, etwa wie Talos IV. Na, na, nun werden Sie nur nicht verlegen! Du lieber Gott...“ Spock war deutlich grün geworden.

„Sir, Verlegenheit ist eine menschliche Regung.“

„Klar, das weiß ich. Warum werden Sie dann grün?“ Kirk lachte leise. „Schau, mein Freund, es ist höchste Zeit, daß wir aufhören, uns gegenseitig an der Nase herumzuführen. Ich weiß doch, daß du Gefühle hast. Warum willst du das nicht zugeben? Ich verspreche dir, McCoy nichts davon zu verraten“, bemerkte er lachend.

Spock sagte lange nichts. Er schien mit sich selbst zu kämpfen, schaute Kirk prüfend an, und dann – oh, welches Wunder! –

lächelte er. „Captain – Jim. Ich bin doch das, was ich bin. Ich kann mich nicht ändern.“

Kirk bestand nicht darauf, denn das war schon sehr viel. „Ich weiß es doch, Spock. Und ich hoffe sogar, du wirst dich niemals ändern... Als dann allmählich die Vernunft wiederkam“, fuhr er fort, „dachte ich häufig an dich. Du warst eine der ersten Realitäten. Es gab einen Freund, der Spock hieß. Wo er war, wußte ich nicht, doch es gab ihn. Als du dann kamst, war ich so...“ Nun war Kirk verlegen.

„Jim, du warst nicht du, das war der Geist-Filter“, sagte Spock leise.

„Ja, vermutlich... Aber warum hast du nicht aufgegeben? Warum hast du wegen so geringer Aussichten so nachdrücklich mit Mendez gekämpft?“

„Ich wußte doch, daß Kor dich hatte, aber Mendez wollte es erst nicht...“

„Das wußtest du?“

„Ja, Jim. Ich hörte dich nach mir rufen, als die Kraft des Geist-Filters über dich hereinbrach.“

„Ich... das wußte ich nicht. Ich versuchte, nicht schwach zu werden, aber...“

„Jim, ich war doch auch schon einmal den Ängsten dieses Geist-Filters ausgeliefert. Ich weiß, wie das ist. Du konntest gar nicht anders.“ Sein Mitleid war deutlich in seinen Augen zu lesen.

Sie schwiegen eine ganze Weile, weil sich jeder seiner eigenen Hölle erinnerte. Dann holte Kirk tief Atem. „Ich bin sehr dankbar, daß du mich gehört hast, obwohl ich gar nicht darauf hoffen konnte.“

„Das versuchte ich, Mendez zu erklären, aber er glaubte mir nicht. Er hielt dich für tot, Jim. Er bot mir das Kommando als Captain an. Ich hätte lieber das Schiff verlassen, doch ich brauchte es, um dich zu suchen, und schließlich ging er auf mein Spiel ein. Also übernahm ich das Kommando zu meinen Bedingungen.“ Er seufzte. „Als ich dann Beweise hatte, sprach

ich mit McCoy und Scott. Interessant, denn sie glaubten mir, ehe sie etwas sahen.“

Kirk lehnte sich lächelnd zurück. „Nun ja, gefunden hast du mich schließlich...Spock, was hat das zu bedeuten, daß du über so ungeheure Entfernungen meinen Geist lesen konntest?“

„Stört dich der Gedanke, Jim?“

„Ich weiß nicht recht... Dich etwa? Und kannst du mich immer lesen?“

„Nein, Jim. Eigentlich nur ganz selten, und nur dann, wenn ich in körperlichen Kontakt mit dir bin, etwa beim Geisteilen. Und ich würde es auch nie gerne und unnötigerweise tun, denn es ist eine Art Invasion... Nein, es muß deine ungeheure Not und deine schreckliche Angst gewesen sein...“

„Meine Not nach deiner Hilfe, mein Freund“, sagte Kirk. „Mir scheint, daß ich mich immer an dich wende, wenn ich Hilfe brauche.“

„So wie ich mich immer an dich wende, Jim. Wir brauchen einander, denn unsere Geister ziehen einander an.“

„Nun, dann wollen wir hoffen, daß sich solche Notwendigkeiten nicht sehr oft ergeben“, meinte Kirk. „Ich weiß aber zu schätzen, daß du sogar deine Karriere aufs Spiel gesetzt hast, um mich zu suchen.“

„Captain, ich wollte nur der Starflotte einen wertvollen Offizier erhalten.“

„Ach, Quatsch, Spock! Das glaube ich dir nicht“, widersprach ihm Kirk lachend.

„Sir?“

„Lassen wir das. Ich bin dir jedenfalls sehr dankbar. Mendez erzählte mir, alle hätten aufgegeben, sogar McCoy. Nur du nicht.“

„Aber erst, nachdem jede Suche vergeblich war, Jim. McCoy war der letzte, der die Hoffnung aufgab.“ Kirk stellte fest, daß Spock nun den Doktor schon verteidigte.

„Ja, natürlich, das ist klar. Nun, das kann ich ihm nicht verdenken. Mir wäre es auch nicht anders gegangen. Trotzdem danke ich dir sehr.“

Spock nickte. Er hatte akzeptiert, was Kirk gesagt hatte.

„Noch etwas.“ Kirk richtete sich auf. „Die Ärzte erzählten mir, was du getan hattest, nachdem du mich zurückbrachtest. Und daß du deinen Geistheiler einsetzt, um aus meinem Geist die Angst zu löschen, wie du sie selbst auf dich nahmst, um sie zu besiegen. Das kann ich nie wieder gutmachen...“

„Jim, bitte... Davon will ich nichts mehr hören. Was ich tat, war nötig, um die Wirkung des Geist-Filters zu tilgen. Du konntest es ja gar nicht selbst tun.“ Er stand auf, und Kirk erhob sich ebenfalls und streckte sich genüßlich. Er war müde, doch das tat gut.

„Wir werden also unsere Mission jetzt fortsetzen, nehme ich an“, sagte Spock.

„Sobald wir aufgetankt und unsere Vorräte ergänzt haben, Spock. Dann sind wir auch schon wieder in der alten Mühle.“

„In der alten...“

„Ah, auch wieder nur ein menschlicher Ausdruck“, meinte Kirk lachend. „Allmählich müßtest du ja wissen, daß ich voll solcher Sprüche stecke.“

„Ja, Captain. Du scheinst wirklich für jede Gelegenheit einen bereit zu haben. Aber einer paßt besonders für diesen Tag, glaube ich“, fügt Spock düster hinzu.

„Willkommen zu Hause, Jim. Willkommen!“

ENDE